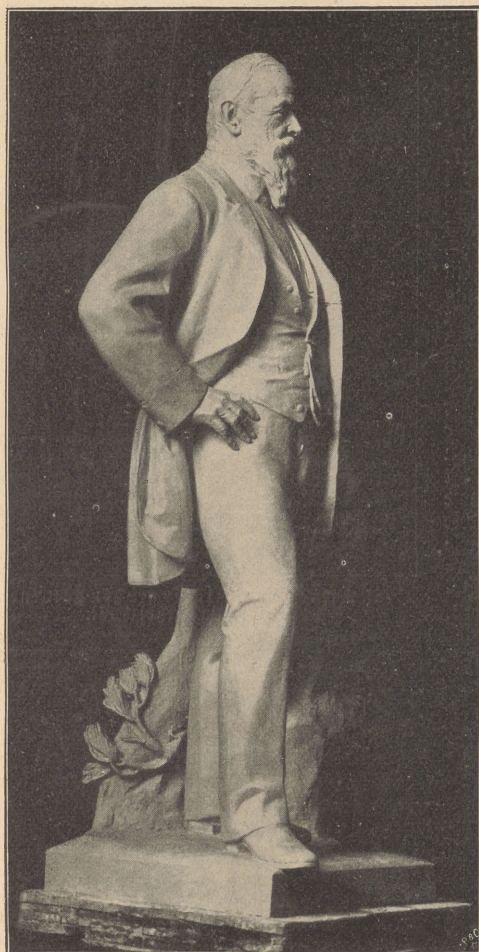




Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 13. September 1902. * Nr. 50.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Das Denkmal für den Prinzregenten Luitpold in Füssen.

Ein Denkmal für Prinz-Regent Luitpold von Bayern. Prinz-Regent Luitpold von Bayern, der gleich vielen anderen Sprossen des Hauses Wittelsbach so oft und gerne die herrlichen Gegenden des heimatlichen Alpenlandes aufsucht, wird nunmehr in der Stadt Füssen — im schwäbisch-bayerischen Regierungsbezirk gelegen — ein Denkmal erhalten. Die ihrem Königshause in inniger Liebe zugethanen Bewohner dieser Stadt und deren Umgebung wollen dies zur Erinnerung an den derzeitigen Regenten Bayerns sowie an die verewigten Könige Maximilian II. und Ludwig II., deren Lieblingsaufenthalt jene Landschaft gewesen, errichten. Gestalt und Antlitz des nunmehr im 82. Lebensjahre stehenden Fürsten sind in seltener Naturtreue hier künstlerisch

vollendet von dem bekannten Münchener Bildhauer Alois Mayer wiedergegeben worden.

Prinzessin Victoria Luise von Preußen. Das einzige Töchterchen unseres Kaiserpaars, Prinzessin Victoria Luise begeht heute ihren 10. Geburtstag. Im Marmorpalais bei Potsdam erblickte sie am 13. September 1892 das Licht der Welt. Unser Bild zeigt die neueste wohlgelungene Aufnahme des anmutigen, blondhaarigen Prinzesschens, das der Liebling seiner sechs älteren prinziplichen Brüder und der kaiserlichen Eltern ist, nicht minder aber der Bevölkerung der Reichshauptstadt, welche erst neulich wieder, gelegentlich der Parade vor dem italienischen Königsgast der jungen Prinzessin in der Staatskarosse seine begeisterte Huldigung darbrachte.

Von der Hochzeit am Zarenhofe. Am 29. August hat Prinz Nikolaus von Griechenland seine Vermählung mit der Großfürstin Helene Wladimirowna von Rußland im großen Palais

von Zarskoje-Selo bei Petersburg gefeiert. Der Prinz ist der dritte, am 9. Januar 1872 geborene Sohn des Königs von Griechenland. Er ist griechischer Oberstleutnant, Flügeladjutant und Kommandeur des 1. griech. Artillerie-Regiments, und steht auch als kaiserlich russischer Oberstleutnant à la suite des 1. Inf.-Regts. Nema. Seine junge Gemahlin ist

die jüngste Tochter des Großfürsten Wladimir, also eine Cousine des Zaren, und steht im 21. Lebensjahre.

Prof. v. Ruemann. Unser Bild zeigt den mit der Großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft vom Kaiser ausgezeichneten Bildhauer Wilhelm v. Ruemann. Der schon seit langem berühmte Künstler, der jetzt im 53. Lebensjahre steht und bereits seit 1887 als Professor an der Münchener Akademie wirkt, ist der Schöpfer einer ganzen Reihe hervorragender Statuen und Denkmäler, von denen wir hier nur das bayerische Landesdenkmal auf dem Schlachtfeld von Wörth, den Prinzregentenbrunnen in Landau in der Pfalz und die Kaiser Wilhelm-Denkäler in Heilbronn und Stuttgart nennen.



Prinzessin Victoria Luise von Preußen zum 10. Geburtstage. Nach einer Kunst. von T. G. Voigt, Gophot. in Homburg v. d. S.



Prinz Nikolaus von Griechenland und Großfürstin Helene zu ihrer Vermählung.

Militärübungen auf dem St. Gotthardt. Der gewaltige Bergries, der wie ein natürliches Bollwerk des Schweizerlandes trugig seinen machtbollen Leib gegen das Land Italien vorreckt, ist durch Menschenkunst unter Aufwendung der hohen Summe von 18 Millionen Franks zu einer wohl jetzt schon uneinnehmbaren Festung umgewandelt worden, die aber durch weitere Anlagen mit Gesamtkosten von 45 Millionen noch stärker gemacht werden soll. Hoch oben im St. Gotthardt-Fort, einer der höchsten Garnisonen der Welt, liegt eine starke Besatzung verschiedener Truppengattungen, die inmitten der erhabenen Hochgebirgsnatur, wie unsere Bilder es zeigen, alle ihre militärischen Exerzizien und Manöver ausführen.

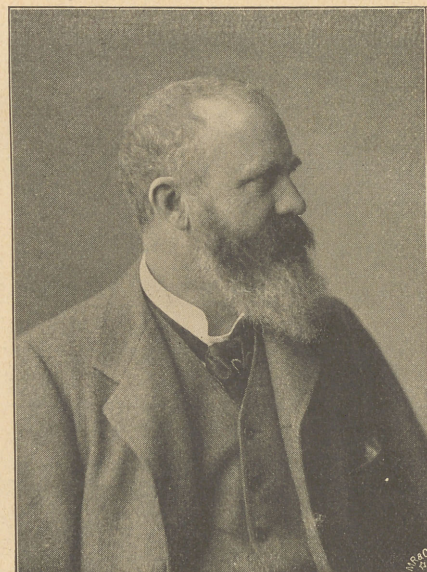
Bürgermeister Dr. Otto Gildemeister †. Am 27. August ist der Bürgermeister der freien und Hansestadt Bremen im Alter von 79 Jahren gestorben, der zugleich als ein literarisch wohlverdienter Mann weit bekannt und geschätzt war. Dr. Otto Gildemeister, der einer alten Bremer Patrizierfamilie entstammte, war am 13. März 1823 geboren worden. Schon früh machte er sich als ausgezeichnete feinsinniger Uebersetzer ausländischer Klassiker einen Namen. So verließ die Universität Tübingen dem erst Zweundzwanzigjährigen für seine meisterhafte Uebertragung der Byron'schen Werke (1845) den Titel eines Ehrendoktors der

Philosophie. Des Weiteren hat Gildemeister dann noch Shakespearsche Dramen und Sonette, Ariosts Rasenden Roland und Dante's Göttliche Komödie in gleich vollendeter Weise ins Deutsche übertragen. Seine politische öffentliche Wirksamkeit begann der nun Heimgegangene 1845 als Redakteur der „Bester-Zeitung“ in Bremen; doch führte ihn dann seine Laufbahn in den Senat und das Bürgermeisterramt seiner Vaterstadt, in welcher letzterer Eigenschaft er auch Mitglied des deutschen Bundesrats war.

Der polnische Historienmaler Heinrich von Siemiradzki †. Der berühmte polnische Maler Siemiradzki ist am 27. August auf seinem Gut Strzalkow in Russisch-Polen im Alter von 59 Jahren gestorben. Was Siemiradzki in dichterischer Beziehung ist, das war Siemiradzki seinen Landsleuten als Maler. Seine „Fackeln des Nero“ haben ihn allenthalben als Maler großer, figurenreicher Historien-Gemälde von intensiver Farbkraft

berühmt gemacht. Seine weiteren Bilder wie z. B.: „Christus und die Sünderin“, „Die Versuchung des heiligen Antonius“ und viele andere erreichten trotz mannigfacher Anerkennung aber niemals die enthusiastische Bewunderung dieses seines ersten bekantesten Bildes.

Verlagsbuchhändler Dr. Albrecht Kirchhoff †. In Leipzig ist am 20. August der Verlagsbuchhändler Albrecht Kirchhoff gestorben, der Begründer der Buchhandlung Kirchhoff u. Wigand, bekannt und geschätzt als Kenner der Geschichte des Buchhandels und Buchgewerbes. Kirchhoff entstammte einer angesehenen Berliner Gelehrten- und Künstlerfamilie. Die farge Muße, die ihm sein ausgedehntes Geschäft ließ, benutzte er zu Forschungen über die geschichtliche Entwicklung des Buchhandels. Die Ergebnisse legte er in den 2 Bänden „Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels“ (1851 bis 53), in dem Werke „Die Handschriftenhändler des Mittelalters“ (1853—55) und in zahlreichen Beiträgen zum „Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels“ nieder. Besonders zu vermerken ist Kirchhoff's Geschichtswerk „Die Entwicklung des Buchhandels in Leipzig bis in das zweite Jahrhundert nach Einführung der Reformation“. Namhaften Anteil hat Kirchhoff an der Herausgabe der von Friedrich Kapp



Prof. v. Ruemann, mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet.



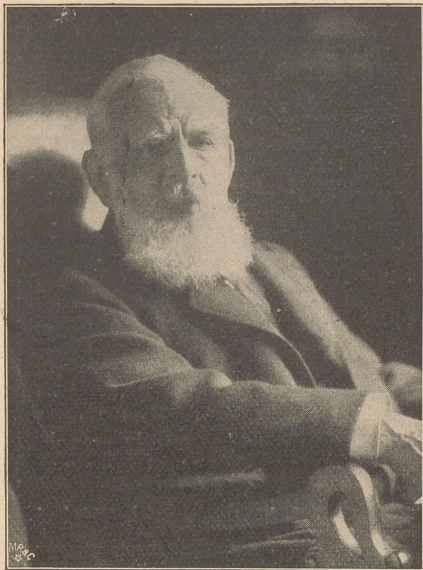
Übungen der St. Gotthardt-Besatzung: Maschinengewehrschützen.



Optischer Telegraph an der Gotthardstraße.



Die Gotthardstraße von der Passhöhe gegen Airolo gesehen.
Mäanderterrain und Uebungen der St. Gotthardt-Befähigung.



Dr. Otto Gildemeister, Oberbürgermeister v. Bremen †.

hinterlassenen Handschrift der Geschichte des deutschen Buchhandels. Kirchhoff ist das ehrenvolle Vorbild eines echten und rechten gelehrten Buchhändlers. Zur Anerkennung seiner litterarischen Verdienste verlieh ihm 1878 die philosophische Fakultät in Leipzig Ehren halber den Dokortitel. Als Stadtverordnetem war Kirchhoff auch Gelegenheit zum gemeinnützigen Wirken gegeben.

Von dem Eisenbahnunfall bei Schandelah. Am 25. August hat sich bei der zwischen Braunschweig und Helmstedt gelegenen Station Schandelah ein schwerer Eisenbahnunfall zugetragen. Der Schnellzug Köln-Berlin entgleiste dort infolge eines Radreifenbruchs. Vom Fahrpersonal erlitten vier Mann schwere Verletzungen und zwei weitere Beamte wurden leicht verwundet. Von den Passagieren trugen vier Personen unerhebliche Verletzungen davon. Daß der Unfall nicht noch viel schwerere Folgen gehabt, erklärt sich nur aus dem zufälligen Umstande, daß der mit 2 Lokomotiven bespannte Schnellzug anstatt wie sonst mit 70 km Geschwindigkeit wegen

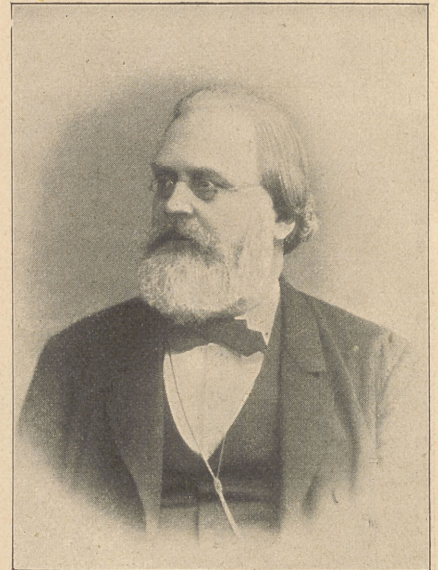
Bauarbeiten auf dem Bahnhof Schandelah mit starkverminderter Geschwindigkeit von nur 30 km diese Station passierte. Wie furchtbar trotzdem aber auch der Schock bei der Entgleisung gewesen sein muß, beweist der Anblick der wüst durcheinandergeworfenen und zum Teil ganz zertrümmerten Wagen und Maschinen.

Graf Lanza, der italienische Botschafter in Berlin. Im Rückblick auf die eben verfloßenen Festtage in Berlin,



Der polnische Historienmaler Siemiradzki †.

welche die persönliche Freundschaft zwischen unserem Kaiser und dem Könige von Italien ebenso wie das Bündnis zwischen dem deutschen und dem italienischen Volke aufs neue öffentlich dargethan und gestärkt haben, wird es unsere Leser gewiß interessieren, das Bildnis des Diplomaten zu sehen, dem die wichtige Mission zugeteilt ist, die italienische Politik am Berliner Hofe zu vertreten. Es ist dies der Botschafter Graf Lanza di Busca, der nun schon seit einer Reihe von Jahren seinen bedeutsamen und verantwortungsvollen Posten bekleidet und sich mit



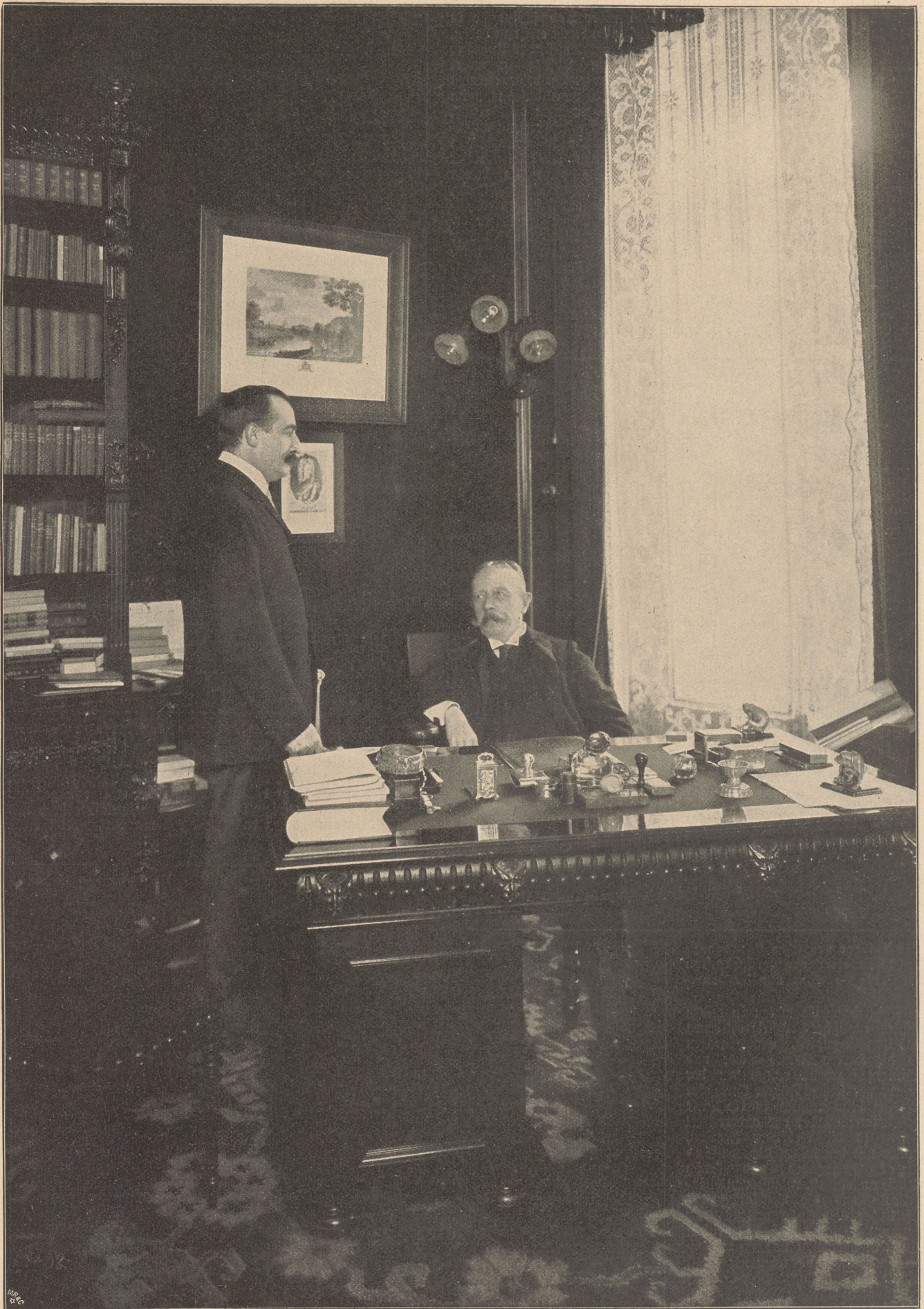
Verlagsbuchhändler Dr. Kirchhoff †.

großem Geschick auf demselben bewährt hat. Graf Lanza ist eine der beliebtesten Persönlichkeiten der Berliner Hofgesellschaft und erfreut sich auch der besonderen persönlichen Guld Kaiser Wilhelms II., die dieser dem diplomatischen Vertreter Italiens auch jetzt während der Anwesenheit seines Königs in Berlin mehrfach bewiesen hat. Unser Bild zeigt den Grafen in seinem Arbeitszimmer auf der italienischen Botschaft in Berlin, während ihm der Botschaftsrat Marquis Imperiali di Francarilla Vortrag hält.

Das Lutherdenkmal in Döbeln. Am 18. August hat in Döbeln in Sachsen die Enthüllung des Lutherdenkmals auf dem Lutherplatz vor der Stadtkirche stattgefunden. Die Weiherede hielt Herr Pfarrer Keller. Das vom Bildhauer Ernst Paul in Dresden geschaffene Denkmal ist wohl gelungen und bildet eine Zierde der Stadt. Es stellt nicht den kampfeslustigen Luther, den Gottesstreiter, dar, wie man dies gewöhnlich findet, sondern den Reformator, der die Kämpfe und das Ringen hinter sich hat. Siegesgewiß steht er da, den Blick nach Süden, nach Rom gerichtet; seine



Vom Eisenbahnunfall bei Schandelah. Nach einer Aufn. von Lübbcke, Braunschweig.

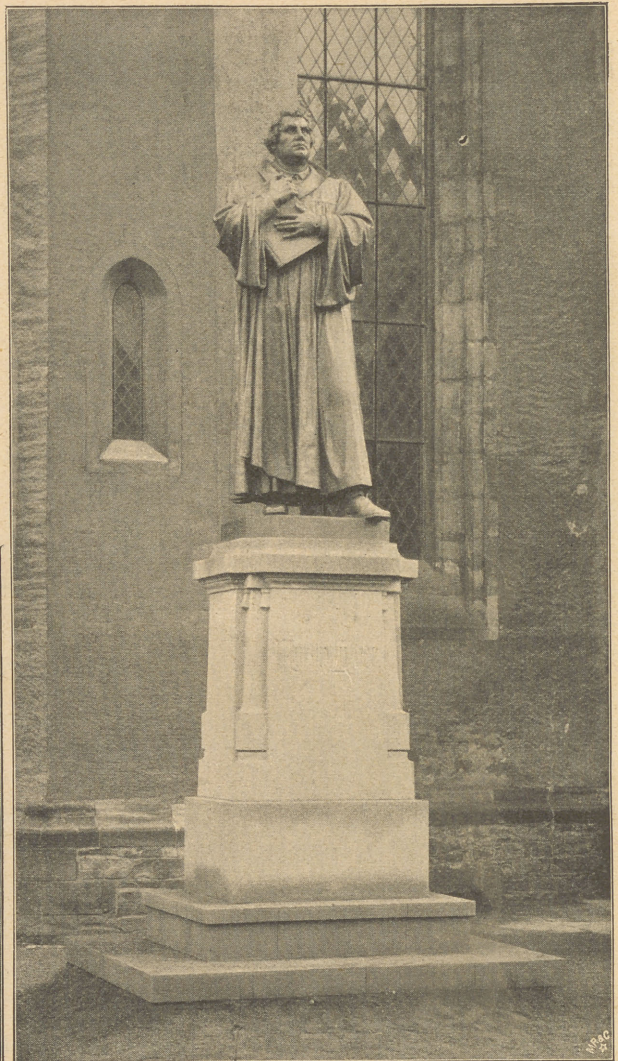


Graf Lanza di Busca, der italienische Botschafter in Berlin mit seinem Botschaftsrat.
Nach einer Aufnahme aus dem Verlag der Photo-Illustration, Berlin.

Bibel, die den Sieg gewonnen hat, drückt er freudig mit beiden Händen an seine Brust. Mit solcher Siegesfreude war Luther im Mai 1545 in Döbeln, um seinen Lieblingsjünger, den Magister Valentin Braun als Pfarrer an der Stadtkirche, in der auch Luther damals predigte, einzuweisen. Zum dankbaren Gedächtnis hieran ist ihm nun vor der alten, ehrwürdigen Kirche ein Denkmal errichtet worden.

Zwei am Wetterhorn verunglückte Führer. Mehr denn je fordert der Hochgebirgsport in diesem Jahr seine Opfer, und in geradezu erschreckender Häufigkeit liest man in den letzten Wochen fast Tag für Tag von irgend einem neuen Unfall in den Bergen. Das steil aus dem Grindelwald aufsteigende Wetterhorn, dessen Besteigung einen geübten Touristen erfordert, hat in den letzten Wochen namentlich in dieser Beziehung von sich reden gemacht. Zweimal sind dort in kürzester Frist ernste Katastrophen zu verzeichnen gewesen, bei denen sechs Menschen ihr Leben ein-

schmolzene Uhr Brawands zeigte 11 Uhr 11 Minuten. Der Tod scheint sie in der Nacht ereilt zu haben, nachdem sie das Unwetter am Abstieg gehindert hatte. Die beiden anderen Leichen entdeckte man im sogenannten Wetterkessel, wo ihre Bergung außerordentliche Schwierigkeiten bereitete. Unser Bild zeigt die beiden verunglückten Führer, die als sichere und zuverlässige Bergsteiger bekannt waren und bisher stets die ihnen anvertrauten Touristen wohlbehalten ans Ziel und zurück gebracht hatten. Nun hat auch sie, gleich so vielen wackeren Name-



Das neu errichtete Lutherdenkmal in Döbeln in Sachsen.

raden, ihr namentlich um den sehr beliebten „Sämi“ gefahrvoller Brawand, eine der prächtigsten Führergestalten, Beruf in den eine rührende Trauer, da er eine junge Frau Tod geführt. mit zwei Kinderchen zurückgelassen hat, von Es herrscht in denen das älteste erst vier Jahre alt ist.



Die bei der neulichen Katastrophe auf dem Wetterhorn verunglückten Führer Brawand und Bohren.

geblickt haben. Es waren in beiden Fällen englische Bergsteiger, denen das Unglück zustieß. Einmal waren es die Herren James Bove und William Gardin, von denen der erstere mit seinem Führer durch eine Lawine beim Abstieg in die Tiefe geschleudert wurde; das andere Mal waren es die Gebrüder Fearson, welche mit den beiden Führern Samuel Brawand und Fritz Bohren am 19. August von Grindelwald aus die Besteigung des Wetterhorns versucht hatten, aber kurz unterhalb des Gipfels von einem Unwetter überrascht und alle vier getötet worden sind. Man hat zuerst die Leichen des jüngeren der Brüder, des kaum 25 jährigen Henry Fearson, und des Führers Brawand gefunden; sie lagen nahe unter dem Wetterhorngipfel, von Eis und Schnee halbbedeckt. Die vom Blitzstrahl ange-



Der Grindelwald mit dem Wetterhorn. Nach Aufnahmen von A. Krenn, Zürich.

Frauen = Daheim.

Die Mutter ist vor allen Müttern wert,
Die ihre Kinder mit der Seele nährt,

Die für den schwersten Ernst der Lebenszeit
Den Kleinen ihrer Seele Kraft verleiht.



Zwei Bilder aus den Frauenwerkstätten der Königl. Porzellanmanufaktur in Berlin.

Die Thätigkeit der Frauen in der Königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin.

(Mit drei Abbildungen.)

Als zu Beginn des 18. Jahrhunderts Friedrich Böttger das erste, echte, weiße Hartporzellan herstellte, da war diese Erfindung von den weittragendsten Folgen, denn durch sie wurde ein vorzüglicher Ersatz für das teure, außerordentlich dekorative, aber leicht zerbrechliche ostasiatische Porzellan geschaffen. Gleichzeitig wurde aber auch durch die neue Erfindung der Grund gelegt für die hohe Bedeutung, welche die keramische Industrie seither gewonnen hat. Das einheimische Porzellan gewann bald einen großen Ruf, und wenn auch, zu Beginn der zwanziger Jahre, die unfruchtbare Periode für das Kunstgewerbe, in der die aufblühende Industrie auf allen Gebieten das individuelle Schaffen der Künstler zurückdrängte, nicht ohne Einfluß auf die keramische Kunst blieb, so zog doch mit der neuen Renaissance der achtziger Jahre auch hier wieder ein frischer, belebender Geist ein.

Die Blütezeit der Königl. Porzellanmanufaktur rechnet man etwa seit 1886, seit Prof. Rips als künstlerischer und Herr Geheimrat Heinecke als chemischer Direktor die Anstalt leiten. Seitdem hat sich die Zahl der Arbeitskräfte wesentlich vergrößert. In neuerer Zeit sind, wiewohl vereinzelt, auch Damen beschäftigt.

Diesen wird namentlich die Aufgabe zugewiesen, neue Muster und neue Ornamente für die verschiedenen Geräte zu erfinden. So machen sie beispielsweise die Kompositionen für Vasen und Tafelgeschirre. Diese Arbeiten setzen aber eine außerordentliche Sicherheit und Gleichmäßigkeit in der Technik voraus, die nur bei hervorragenden Kräften und besonders nach dieser Richtung hin begabten Künstlerinnen gefunden wird. Es werden nämlich bei dieser Thätigkeit ganz bestimmte Anforderungen gestellt, die bis ins kleinste erfüllt werden müssen, wenn ein Erfolg mit der Arbeit verbunden sein soll.

Nehmen wir zum Beispiel an, es wird ein Tafelservice bestellt, zu dem über hundert Teller gehören. Diese müssen nun alle in möglichst kurzer Zeit mit Malereien versehen werden und zwar so, daß sie in vollständig gleichmäßiger Farbenerscheinung mit stets wechselnden Motiven bedeckt sind. Die ausführenden Künstlerinnen müssen, wenn sie der Aufgabe gerecht werden wollen, über eine große An-

zahl von Blumenformen frei verfügen können, da Modelle hierbei nicht zu benutzen sind, weil das die Arbeit zu sehr verzögern würde. Gerade die gleichmäßige und regelmäßige, in sich aber doch verschiedene Bearbeitung stellt aber große Anforderungen nicht nur an die künstlerische Leistungsfähigkeit, sondern auch an die Ausdauer der Malerinnen. Da nämlich in der Königl. Porzellanmanufaktur nicht das Geringste, wie das in der Privatindustrie Gebrauch ist, vorge druckt und mechanisch nachgearbeitet wird, sondern da alles freihändige Arbeit ist, so wird hier natürlich auch ganz etwas anderes von den Künstlerinnen verlangt. Sie werden nicht, wie das in ähnlichen Instituten geschieht, in der Unterlagsmalerei, bei der es sich um die Ausführung einfacher Muster in Kobaltblau auf rohen, nur erst verglühnten Scherben handelt, beschäftigt, sondern ihre Thätigkeit besteht in der „Muffelmalerei“, das heißt, in der künstlerischen, die Anwendung einer großen Palette benötigenden Verzierung der bereits glasierten Waren, die dann in der sogenannten „Muffel“, einem kleinen für diese Zwecke hergerichteten Ofen mit mäßiger, zwischen 600 und 800 Grad Celsius variierender Hitze gebrannt werden. Für diese mühsame und doch auf einem beträchtlichen Grad von Erfindungsgebe beruhende Thätigkeit sind deshalb auch nur solche Kräfte verwendbar, die über ein großes malerisches Talent verfügen und die so sicher in der Technik sind, daß jeder Strich, den sie auftragen, sitzt. Eben deshalb können auch nur solche Damen auf dauernde Beschäftigung in der Königl. Porzellanmanufaktur rechnen, die hervorragend Tätiges leisten. Thun sie das aber, so wird nicht der geringste Unterschied in Bezug auf die Honorarbedingungen zwischen ihnen und ihren männlichen Kollegen gemacht.

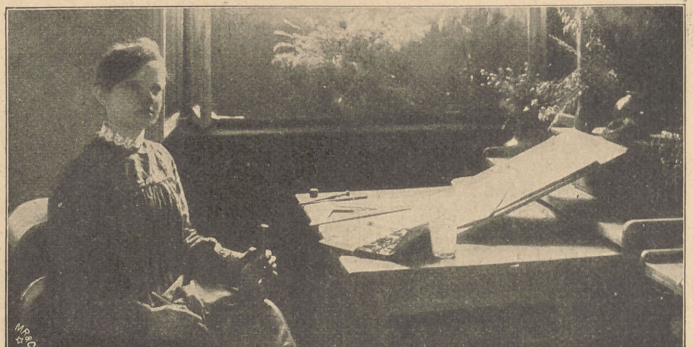
Nur ist es an und für sich schwerer für die Damen, sich einzuarbeiten, weil sie vorläufig noch nicht, wie ihre männlichen Kommilitonen, als Lehrlinge in den

Betrieb der Königl. Manufaktur eintreten können, um ihre ganze Ausbildung dort zu empfangen. Sind sie aber einmal dort angestellt, so wird auch ihre weitere Ausbildung auf dem, speziell von ihnen kultivierten Kunstgebiet im Auge behalten. Sie nehmen an dem, jeden Donnerstag stattfindenden Unterricht des Leiters der malerischen Abteilung, des Professor Rips, teil, bei dem, gewissermaßen als Auffrischung und als Gegengewicht gegen den fortwährenden Verbrauch künstlerischer Kraft, das Studium nach der Natur gepflegt wird.

Neben der nur vereinzelt dastehenden Arbeit auf künstlerischem Gebiet kommt für die Frauen rein mechanische Fabrikthätigkeit in der Porzellanmanufaktur in Betracht.

Durch das Brennen des Porzellans wird nämlich das Gold der Verzierungen vollständig glanzlos. Der verlorene Schein muß daher auf künstlichem Wege wieder hergestellt werden und dazu eignen sich die leichten Frauenhände ganz besonders gut. Soll nun der beliebte matte Goldglanz, der lange Zeit so begehrt war und der noch immer die Mode beherrscht, produziert werden, so genügt ein Abreiben mit scharfem, geschlammtem Flußsand. Handelt es sich aber um leuchtende Goldverzierung, so muß die Bearbeitung mit Achat und Wulkstein, einem äußerst weichen, nachgiebigen Feuerstein, vorgenommen werden. Es gehört aber auch zu dieser Thätigkeit große Übung, damit man nicht durchschleift und folglich das ganze Gold entfernt. Mit Vorliebe werden deshalb hierfür solche Damen genommen, die schon Gold- und Silberpolierinnen waren und folglich die Technik kennen.

Marie Selter.



Die Malerin Johanna Beckmann in der Königl. Porzellanmanufaktur.

Handarbeit.

Biereck in Filetdurchzug auf gewebtem Filetnetz. Die praktische, neue Erfindung des gewebten Filetstoffes verschafft der schönen, wirkungsvollen Arbeit des Filetdurchzugs neue, allgemeine Beliebtheit. Wir bringen eine Probe von Filetarbeit nach altitalienischer Art, die sich leicht zu Einfäsen und größeren Deckenmustern variieren läßt. Das Bemerkenswerte daran ist der Kontrast der mit feinem Leinengarn hergestellten Stopfgitter zu den mit starkem Glanzgarn ausgeführten Konturlinien. Den gewebten Gitterstoff erhält man bis zu 160 cm breit, à Meter 2 Mk. 40 Pf., weiß und creme, bei H. Langenbeck, Berlin W., Kleiststraße 26. Auch die passenden Zwirne sind da zu haben.

Gesellschaftskaffee.

Ob nicht manche der freundlichen Leserinnen die Erfahrung gemacht hat, daß sich Kaffee in solcher Güte und in größerem Quantum, wie man ihn für eine Gesellschaft braucht, doch eigentlich recht schwer herstellen läßt? Ich selbst habe mir oft, trotz aller Mühe, die ich darauf verwandte, sagen müssen, er könnte besser sein. Auch bei anderen habe ich dieselbe Wahrnehmung gemacht. Woran liegt das? Die Lösung dieser Frage ist nicht so ganz einfach. Vorauszusetzen ist, daß nur eine feine, kräftige, richtig gebrannte Sorte verwendet werden darf. Leichter Kaffee gibt kein volles Getränk. Das Wasser muß frisch aufgesetzt und schnell zum starken Sieden gebracht werden. Die Kaffeebohnen sind erst kurz zuvor ganz fein zu mahlen. Nun zur Bereitung des Tranfes: Das Kaffeepulver gibt nur in stark wallendem Wasser seine Bestandteile ab. Bei dem Filtrieren durch einen Porzellantrichter geschieht das Auslaugen durch immer wieder erneuerte Aufgüsse. Dieses ist aber so zeitraubend, daß man sehr langsam zum Ziele kommt und sehr viel Aroma verloren geht. Während der Prozedur fühlt außerdem der Kaffee meistens so ab, daß sich ein Anwärmen nötig macht, durch welches er sicher nicht gewinnt. Der Ausweg, alles Kaffeepulver in das ganze benötigte Wasser zu schütten und dann zu filtrieren, wird immer ein schwaches Getränk liefern, weil das Pulver die Hitze des Wassers so herabsetzt, daß ein völliges Auslaugen nicht mehr stattfindet. Man könnte zwar das Ganze zum Aufkochen bringen und erhielte dann auch alle Bestandteile bis auf einen: das Aroma. Dieses verflüchtete sich, aber die nicht erwünschten brenzlichen Stoffe blieben. Gekochter Kaffee schmeckt nichts weniger als fein.

Die Wahrnehmung, daß gebrühtes Kaffeepulver genau so aufquillt, schwer wird und sich zu Boden senkt wie der chinesische Thee, brachte mich auf ein neues Verfahren, dessen Ergebnis mich und andere voll befriedigte, und welches ich den Leserinnen warm empfehlen möchte. In eine große, angewärmte Porzellananne schütete ich zunächst zwei Lot gemahlene Kaffee und darauf $\frac{1}{2}$ l brausend kochendes Wasser. Dies wiederhole ich in kurzen Pausen noch dreimal, also daß zusammen acht Lot Kaffee und zwei Liter Wasser verbraucht sind. Mit einem silbernen Löffel wird jedesmal umgerührt. Die Kanne verdeckte, mit einer Serviette umwundene Kanne bleibt

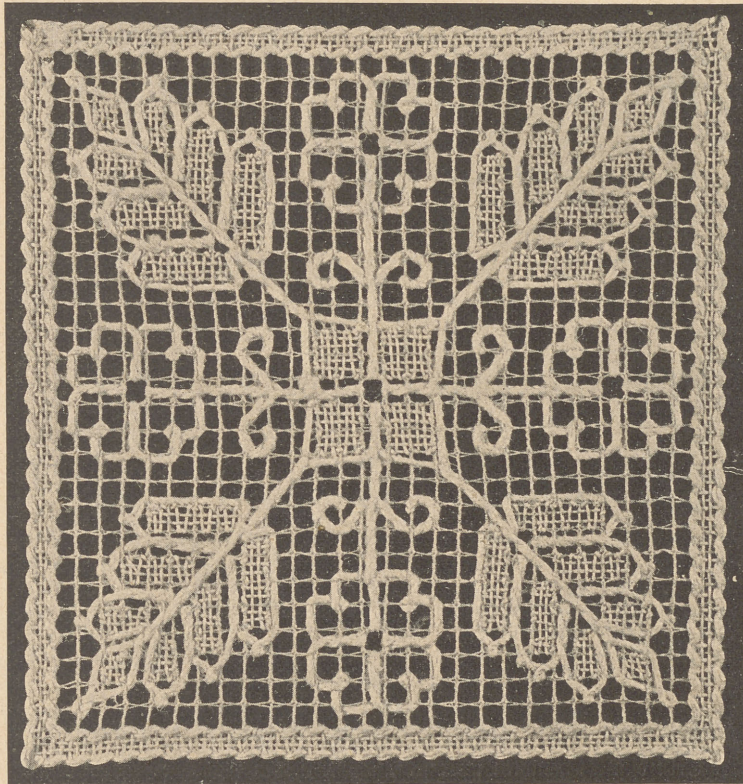
auf einer warmen Stelle etwa 20 Minuten ruhig stehen. Nach dieser Zeit hat sich das Pulver zu Boden gesetzt und das Getränk geklärt. Es kann nun einfach in die angewärmten Kannen abgegossen und nach Belieben oder Bedarf mit kochendem Wasser verdünnt werden. Das Hauptmoment des Gelingens liegt nun in den erneuerten Aufgüssen von kochendem Wasser auf das Pulver, welches auf diese Weise zur Hergabe aller seiner Bestandteile gezwungen wird. Der Kaffee soll möglichst heiß serviert werden, deshalb empfiehlt es sich auch, die Obertassen vorher anzuwärmen. Die Sahne soll nicht kochen, weil sie dann ihren feinen, nussartigen Geschmack verliert, sie darf aber auch nicht kalt sein. Man erwärmt sie deshalb auf 70° R. Schlagahne zum Kaffee ist nicht jedermanns Geschmack, deshalb quirlt man auch nicht die gewöhnliche. Man würde dadurch nur eine Scheidung des besseren vom geringeren Teile veranlassen und das erstere als Schaum zurückbehalten, man müßte denn einen Extralöffel

Farbenmischungen, den einzelnen für kunstgewerbliche Zwecke dienenden Arten der Bouachetechnik, sowie der heute wieder mehr gepflegten Miniaturmalerei auf Pergament und Eisenblei. Bei dem angedeuteten Reichtum des Inhaltes wird auch der fertige Künstler mancherlei in dem Buche finden, das ihm für seine Zwecke vom Nutzen sein kann und ihm Wege weist, seine technischen Fertigkeiten zu erweitern und zu vertiefen. Wir können das von der Verlagshandlung reich und vornehm ausgestattete Buch warm empfehlen.

Guter Rat für Zuckerfranke.

(Zugleich Antwort auf Frage 92 an G. F.)

Bekanntlich muß der Zuckerfranke großen Wert auf die sorgsamste Diät legen und sich leider mancherlei Entbehrungen gefallen lassen. Hauptsächlich sind es Gebäcke, Mehl und süße Speisen, deren Genuß er sich gänzlich versagen muß. Schreiberin dieses, verw. Pastorin und langjährige Pflegerin von Zuckerkranken einer Anstalt, fühlt sich dadurch veranlaßt, auf Brot und Gebäcke hinzuweisen, die dem Patienten ärztlich erlaubt und unter gewissenhafter Kontrolle eines Chemikers hergestellt werden. Die Kaffee- und Thee- wie Weingebacke sind gänzlich ohne Mehl und Zucker bereitet, dabei sehr schmackhaft, äußerst nahrhaft, ja einzig in ihrer Art und ersetzen dem Gebäck liebenden Patienten vollständig andere unerlaubte Kuchenarten. Rezepte aber zu süßen erlaubten Speisen ohne Zucker finden sich im „Rechbuch für Zuckerfranke“, welches, wie auch die erwähnten Gebäcke, bei Müller & Huppert in München, Romanstr. 7, zu haben ist. — 5.



Biereck in Filetdurchzug auf gewebtem Filetnetz.

Für die Küche.

Vorzügliche Kartoffelpuffer (für 3 Personen) Nr. 94 (An: „Gede“). Man schäle 15 Stück große Kartoffeln einer feinen, mehligen Sorte, reibe dieselben und lasse auf einem Sieber oder feinen Siebchen die Brühe ablaufen, reibe ein Milchbrot, $\frac{1}{2}$ mittelgroße Zwiebel, schlage vier Eiweiß zu Schnee, thue dies zu der Kartoffelmahse nebst einem Theelöffel voll Salz und $\frac{1}{2}$ Pateten Dr. Dettlers Badpulver, welches die Puffer feiner, lockerer und leicht verdaulicher machen hilft, und bade die Kuchen bei recht guter Blut in einem

mit herumreichen, wie es in Ungarn und Österreich geschieht. G. Föllner.

Kunst im Hause.

Das bekannte Sprichwort „Aller Anfang ist schwer“ gilt für alle Kunstübungen; deshalb ist jede Anregung, den Lernenden über diesen Anfang hinwegzuhelfen, dankbarst zu begrüßen. Dies trifft in vollem Maße zu bei dem soeben im Verlage von G. Haberland in Leipzig-K., Crustiusstraße 4, erschienenen Buche: E. Berger, Die Technik der Aquarellmalerei und ihre Anwendung in Kunst und Kunstgewerbe. Ein Handbuch für Künstler und Dilettanten. Mit Buchschmuck von J. B. Eisarz. 11 Bogen 8°. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk. Der auf dem Gebiete der Maltechnik bekannte Autor hat in diesem Werkchen die Aquarelltechnik übersichtlich und für jedermann leicht verständlich behandelt und hauptsächlich auf alles Handwerksmäßige derart Rücksicht genommen, daß der Anfänger in der Aquarellmalerei darin genügende Förderung beim Selbststudium finden kann. Besondere Sorgfalt gewidmet sind den Kapiteln vom Farbmateriale, von der Arbeitsführung, den

soq. Mengefett aus Schweinefett, Butter und der Kokosnussbutter von Müller in Mannheim, oder auch nur in Butter oder nur in Kokosnussbutter, die selbst für frante Wagen befürmlich ist. F. L. in G.

Zur Bereitung von Kartoffelpuffern reibe ich große, schöne Kartoffeln in Wasser (dadurch bleiben sie weich), lasse das Wasser durch ein Sieb ablaufen, ohne zu drücken, füge der Masse nach Belieben Eier zu, das Weiße zu Schnee geschlagen, und etwas Mehl, um den Teig die nötige Dichte zu geben; zu dem Zwecke nehme ich auch von dem abgeseihten Wasser den Bodensatz, der sich schnell abgesetzt hat. Salz und Zwiebel füge ich bei, auch ein Wüfel dazu gerieben, schneet gut. Das Ganze bade ich in gutem Schmeinfett auf flackerndem Feuer. Pateinfeserin in Profen.

Fragen.

95) Ist eine der geehrten Leserinnen im Besitz einer Dampf-Waschmaschine von G. Ketch Erben, in Dirschau? Hält sie das, was in den Anzeigen von ihr gesagt ist, vollständig? Frau Harter S. 6.

96) Ich bitte um Nachweis eines guten Geschäfts für gefärbte Gänsefedern und allem Zubehör zur Anfertigung künstlicher Blumen, wie Staubfäden, Stempel, verschiedenartige Blätter, Blumenbraut. Alte Pateinfeserin.

Auskunft.

Auf Fr. 89 erlaube ich mir mitzuteilen, daß Fräulein F. Gehardt in Tegel bei Berlin, Schloßstr. 30, II Tr., Damen zum Handarbeits-Verherrinnen-Examen vorbereitet. Wie ich weiß, auch stets mit gutem Erfolg. Frau Grete S. in Berlin.

Dahheim



Niflheim.

Eine Romandichtung aus der friesischen Marsch von Friedrich Jacobsen. (Fortsetzung.)

Sie wird frei kommen, Herr Pastor. Der Herr Assessor meinte, wenn ich ümsmeißen wollte, dann könnte er den Haftbefehl nicht gut bestehen lassen. Aber die Sache ginge doch weiter.“

„Also dennoch! hm — hm.“

„Ja, sehen Sie, Herr Pastor, dieses ist wie mit Ihrem Perle und meiner Käte. Totbeißer thut er sie nicht, aber in Ruh' lassen kann er sie auch nicht. Der Müller hat nun 'mal gefressen und es wird ihm nachhängen. Wenn ich doch diese Affäre nicht begonnen hätte! Denn nun sitze ich zwischen zwei Mächten.“

Er stützte sich wie ein recht müder Mann auf seinen dicken Knotenstock und seufzte tief auf.

„Der Weg ist Ihnen wohl doch sauer geworden?“ fragte Sörensen freundlich.

„Die Fennen entlang mag es gehen, Herr Pastor. Aber die Nacht ist über mich gekommen, und dann das lange, einsame Stück durch den Mittelkoog, bis man endlich an die Mühle kommt! Ich bin doch man bloß ein Sneider, und von smächtiger Gestalt.“

„Der einsame Weg?“ wiederholte Sörensen nachdenklich.

„Sawohl, ganz recht, da liegt nur die kleine Käte von Lorenz Lenzmann. Aber die Gegend ist doch sicher genug.“

„Was wir Friesen sind, Herr Pastor, da kömmt nix vor. Ich meine man bloß — der Lenzmann, dieses fleichende Laster, das ist keiner von uns. So'n Hannemann!“

„Er bettelt bisweilen,“ meinte Sörensen achselzuckend.

„Ob er sonst noch 'was thut, das weiß ich nicht. Aber eins weiß ich, Herr Pastor — bei Nacht gehe ich nicht wieder an dem Hause vorüber.“

„Ist Ihnen denn da 'was passiert, Feigenspan?“

„Das ja gerade nicht,“ sagte der Schneider und sah sich in der Stube um, wie einer, der die dunklen Ecken nicht leiden mag. „Nur das Hundevieh, was er immer vor seinen Lumpenwagen spannen thut, das slich sich irgendwo herum. Aber die Leute sagen, daß man dem Lenzmann wohl 'was zutrauen könnte, und seitdem man ihn ins Arbeitshaus schaffen will, da soll er allerhand Gefährliches geredet haben.“

„Soll — soll!“ meinte der Pastor verdrießlich. „Zimmer dies Gerede hinten herum, im Krug, in der Spinnstube, am

Brunnen! Halbe Andeutungen und nix dahinter! Ich glaube, Feigenspan, Sie sehen überall Gespenster, bald hier und bald dort. Erst war's der Müller, nun ist es der Lumpensammler — —“

Sie sahen einander plötzlich an und schwiegen beide.

Lange — bis die Kuckucksuhr ausholte und rief.

Da stand Franz Feigenspan auf und langte nach seiner Mütze.

„Na, adjes, Herr Pastor, man redet so allerhand hin, und dann kommt sachte die Nacht. Nehmen Sie es nicht für ungut, daß ich Ihnen mit meinen Anschauungen unter die Augen gegangen bin. Sie waren wohl gerade dabei, auf Ihre Predigt zu lernen.“

Freilich, morgen war Sonntag.

An dem Arbeitstag aller Geistlichen hatte Sörensen die Gewohnheit, nachmittags seelsorgerische Besuche bei seinen Pfarrkindern zu machen. Er traf alsdann die Leute sicher daheim, und sie waren auch meistens in einer gewissen Feiertagsstimmung.

So faßte Sörensen den Entschluß, morgen einmal den Züten aufzusuchen — draußen, an der Grenzmark der Gemeinde.

Die Worte des Schneiders hatten einen besonderen Gedankengang in dem Prediger wachgerufen, der aber dennoch zu dunkel und verworren war, um in ganz bestimmten Zielen und Absichten zu münden; man vernimmt einen Laut, und man weiß nicht, woher er kommt, aber das Ohr lauscht.

Die Käte, in welcher Lorenz Lenzmann seit einer Reihe von Jahren — es konnten wohl fünfzehn sein — haufte, war weithin sichtbar, wie alles in der Marsch; es gab in ihrer Umgebung ebensowenig Geheimnisse, wie es deren anderswo gab; das Auge des Friesen wird nicht durch Berg und Wald gehemmt, und es ist scharf wie der Blick eines Falken.

Aber dennoch hatte die baufällige Hütte etwas Absonderliches. Sie war von ihrem Eigentümer eigenhändig zusammengeleimt worden — aus ungebrannten Lehmsteinen, aus altem Gebälk niedergerissener Häuser und dem Schilf des vorüberfließenden Sielzugs.

Sie war so klein, daß ihre Wände wohl kaum mehr als ein einziges Gelaß umschlossen, und die Leute sagten, der Züte hätte drinnen auf der Lehmdiele Kreidestriche ge-

zogen, um die Bestimmung der verschiedenen Ecken anzudeuten. So sei es Sitte in seiner Heimat — sagten die Leute — draußen an der jütländischen Jammerbucht, wo Lenzmann herkommen sollte.

Sörensen war niemals in dem Hause des versemten Mannes gewesen. Er hatte natürlich mehr als einmal den Versuch gemacht, Eintritt zu erlangen, war aber stets vor eine verschlossene Thür gekommen. Der Lumpenhändler zog eben mit seinem Hundefarren im Lande umher, zumeist in Begleitung seines Weibes — und wenn die Leute daheim waren, dann riegelten sie sich ein; die Kinder waren längst in der Fremde.

Sie hatten auch verlauten lassen, daß ihnen geistlicher Zuspruch nicht willkommen sei; sie hielten sich nicht zur Kirche — so zog auch der Prediger sich von ihnen zurück.

Heute, an diesem Sonntag-Nachmittag, fand indessen Sörensen die Thür offen; er traf auch Lenzmann bei der Arbeit; der Jütländer saß mitten in der Stube und fortierte Lumpen; dazu rauchte er aus einer kurzen schwarzen Thonpfeife.

„Das ist ja eine seltene Ehre, Herr Pastor,“ sagte er, und rückte flüchtig an der Mütze. „Wenn Sie da auf dem Hackfloh Platz nehmen wollen — Stühle hab' ich nicht.“

Der Geistliche sah sich um.

Es war in der That so, wie die Leute gesagt hatten: Küche, Wohnstube und Schlafkammer — alles in allem ein Raum; nicht 'mal ein ordentlicher Schlot, der Rauch ging durch ein Loch im Dach.

„Seine Bude, Herr Pastor, was?“ fuhr Lenzmann fort und schob seine Lumpen mit dem Fuß beiseite. „Ist aber immer noch besser als im Arbeitshause, denk' ich.“

„Deswegen komme ich,“ knüpfte Sörensen an und nahm Platz auf dem Hackfloh. „Muß das denn sein, Lenzmann, daß wir Sie ins Arbeitshaus bringen?“

„Ne, Herr Pastor, das muß nicht sein. Sie können es ja ganz gut lassen wie es ist.“

„Ja, aber die Armengesetze, Lenzmann! Sie gehen doch auch betteln —“

„Ich habe mitunter Hunger, Herr Pastor, das ist alles. Der Handel mit Lumpen und Knochen wirft nicht viel ab — mein Hundevieh kann die Knochen allenfalls fressen; das kann ich nicht.“

„Es mag ein schmales Brot sein,“ sagte Sörensen mitleidig, „und wenig Ruhe dabei.“

„Das meinen Sie wohl so, weil ich am Sonntag fortieren thue, Herr Pastor. Es soll ja nicht sein.“

„Deswegen nicht, Lenzmann. Not kennt wohl kein Gebot, und es ist immer noch besser, als im Krug sitzen.“

Der Lumpensammler that langsam die Mütze vom Kopf und den Stummel aus dem Munde.

„Das war doch noch ein Wort, Herr Pastor. Ne, im Krug sitze ich nicht, ich mag nicht allein sitzen. Sie rücken ja alle von mir weg.“

„Das kommt vielleicht von dem unsauberen Geschäft, Lenzmann. Wenn Sie mit Ihren kräftigen Fäusten Bauernarbeit thäten, dann würde das auch anders sein.“

Der Jüte lachte.

„Jawohl, Herr Pastor, das stimmt ganz genau! Wenn — denn! Sie sind doch ein gelehrter Herr, wissen Sie denn nicht, wie das mit den Friesen und den Dänen steht? Sie haben sich immer am Kragen gehabt, bald war der eine oben und bald der andere. Neben einander ist es nie gegangen, und sie fressen doch beide Grütze. Es ist wunderbar, aber es ist 'mal so. Heute sind die Friesen oben auf, sie haben uns sogar das Dreschen genommen, was wir doch früher immer thaten. Sagen Sie mir doch 'mal einen Bauern, wo ich Arbeit finde! Da heißt es überall: ‚Was will der Hanne-mann bei uns?‘ Früher fangen sie:

„Schleswig-Holstein stammverwandt,
Jag' den Dänen aus dem Land!“

heute singen sie es nicht mehr, denn es ist nicht mehr verboten — aber sie thun's.“ —

Das war der Rassenhaß, der hier unbeholfen, aber wahr zum Ausdruck kam. Und auch Sörensen fragte: „Ja, sagen Sie 'mal, Lenzmann, warum sind Sie denn eigentlich zu uns gekommen?“

Der Jüte sah durch das kleine blinde Fenster hinaus in die Marsch.

„Ich bin von der Jammerbucht, Herr Pastor. Sie wissen wohl nicht, wie das ist — Sand, und nix als Sand. Früher waren die paar Leute da oben nicht viel besser als Strandräuber — das ist nun wohl anders geworden. Aber seitdem gab es auch rein gar nix mehr zum Leben. Und mit der Nordsee ist man nun 'mal wie verheiratet. Ich habe auch zwei Jungens auf ihr — oder in ihr — ich weiß nicht. Da bin ich denn hierher gezogen, Herr Pastor — gerade, als Sie auch herkamen. — Es war eine Dummheit, das weiß ich wohl. Aber dann trug ich mir die Baracke hier zusammen mit meinen eigenen Händen, so gut ich es vermochte — und da war ich fest. Wir sind ein dickköpfiges Geschlecht, Herr Pastor, und wir lassen uns nicht hinaus-schieben. Am wenigsten von solchen, die selbst auf der Wippe stehen!“

Der Mann hatte bisher ganz ruhig gesprochen, wie Leute über Dinge reden, die nicht zu ändern sind.

Aber nun glimmten seine kleinen, tiefliegenden Augen plötzlich auf, wie in einem heimlichen Haß, der, bisher sorgfältig bewacht, jetzt unwillkürlich zum Ausbruch kam.

Er sprach offenbar von dem Müller Lorenzen, der schon lange danach gestrebt hatte, ihn entweder aus der Gemeinde oder in das Arbeitshaus zu bringen, und es war seltsam, daß in diesem Augenblick in Gestalt, Haltung und Gesicht zwischen ihm und seinem Feinde eine gewisse Ähnlichkeit hervortrat.

Sörensen erhob sich.

„Recht und Unrecht liegt fast immer auf beiden Seiten,“ sagte er. „Sie sind nun einmal ein Mitglied unserer Gemeinde, Lenzmann, vielleicht können wir Sie doch noch wirklich dazu machen. Was meinen Sie — in den nächsten Wochen beginnt der Deichbau; soll ich mich dafür verwenden, daß Sie dabei Arbeit kriegen? Es wird gut bezahlt, und wenn der Anfang erst gemacht ist, dann kommt das andere von selbst.“

Lenzmann stand da und sah vor sich nieder.

Es hatte den Anschein, als wenn er dem Pastor die Hand geben und als wenn er ihm danken wollte, aber er that es doch nicht.

Er sagte nur: „Soll mir recht sein, Herr Pastor — hm, jawohl. Also unter dem Herrn Deichvogt. Anders wird es wohl nicht werden. Oder soll von auswärts einer kommen, der die Sache leitet?“

„Nein, Ludolf Nissen deicht den Annemarienkoog ein. Adieu einstweilen.“

Sörensen ging und sah noch einmal zurück. Da stand Lenzmann unter der Thür seiner Hütte, starr wie ein Steinbild und beide Fäuste tief in den Taschen seines Beinkleids.

Es war doch sonderbar, er hatte wiederum eine flüchtige Ähnlichkeit mit dem Müller. —

Als der Pastor an der Mühle vorüberkam, glaubte er abermals in der niedersinkenden Dämmerung den Mann zu sehen, von dem er soeben herkam.

Aber dann wurde er inne, daß es der Müller selbst sei. Auf einer Steinbank, die neben dem Eingang der Mühle stand und wo man die Säcke abzuladen pflegte, saß Peter Lorenzen, unbekümmert um die frühe Jahreszeit und den herannahenden Abend.

Sein Gesicht war blaß und eingefallen, aber er trug seine gewöhnliche, sorgfältig gewählte Kleidung, nur einen derben Knotenstock hielt er gegen seine sonstige Gepflogenheit zwischen den Knien.

Sörensen blieb stehen und gab ihm die Hand.

„Servus, Herr Pastor,“ sagte Lorenzen, stand auf und verbeugte sich. „Sie haben ganz recht, mir die Hand zu



Kaiser-Manöver. Nach dem Gemälde von G. Koch.
(Photographie und Verlag von Franz Hanffstaengl in München.)

geben, denn ich komme als ein freier Mann direkt aus dem Prison. „Herr Lorenzen,“ sagte der Assessor zu mir, „sitzen ist keine Schande, nur die Strafe ist es.“ Ein sehr netter Mann, der Herr Assessor, er meinte auch, ich solle nur ruhig in meine Mühle zurückkehren. Übrigens, die Mühle ist futsch, Herr Pastor, das wissen Sie wohl schon?“

„Leider,“ entgegnete Sörensen.

Die beiden gingen neben einander dem Dorfe zu; Peter Lorenzen schien Gewicht darauf zu legen, mit seinem Prediger gesehen zu werden.

„Sie sagen ‚leider‘, Herr Pastor — Sie sind sehr gütig. Aber wie sagt Hiob? Wir sollen das Böse auch hinnehmen — und wir sollen dem Hunde den Start nicht quantweise abschlagen. Es ist gut, wenn alles mit einmal kommt, dann macht man reinen Tisch und beginnt ein neues Leben. Ich habe mich bei Anton Mark auf der Siebelstube eingemietet.“

„Sollte das ein neues Leben sein?“ fragte Sörensen zweifelnd.

„Sie meinen wegen der Theepünche, Herr Pastor. Ich will nicht sagen, daß die Theepünche allein mich so weit gebracht haben, aber sie sind mit daran schuld gewesen. Die Wahrheit geht über alles, Herr Pastor, Darum werde ich sie in meinem künftigen Leben mit Maß genießen, und dafür ist Anton Mark der rechte Mann, denn er gibt keinen Kredit.“

„Und weiter?“ fragte Sörensen nachdenklich.

„Kornhandel, Herr Pastor, oder vor der Hand Kommissionsgeschäfte. In diesen stehe ich meinen Mann, und bei Anton Mark kommt das ganze Gesindel zusammen. Darum bleibe ich hier. Meine Elke sitzt gut in Flensburg bei den Verwandten; sie will sich auf seine Küche legen und auf die Mamsell.“

Er sah in die Dämmerung hinaus und schnäuzte sich mit Gefühl.

„Das ist ihr auch nicht an der Wiege gesungen worden, Herr Pastor. Eine Dampfmühle sollte sie zur Aussteuer mitkriegen, und nun wird es ein Kochlöffel. Aber ich habe ihr eine gute Erziehung angedeihen lassen, und dieses ist überall die Hauptsache. Ich denke, sie soll doch noch einen Mann kriegen.“

So schwankte er hin und her zwischen Hoffen und Fürchten, haltlos, wie ein Rohr. Von dem Verhältnis Elkes zu Das schien er keine Ahnung zu haben, und Sörensen mochte nicht davon anfangen. Das konnte vor der Hand ja doch nichts werden, erst mußte sich vieles klären, und wer mochte wissen, wann der Tag kam mit seinem Licht. — —

8. Kapitel.

Wahnlied.

Du hast mit Sorgen und Bedacht
Wohl einen Bau zum Schluß gebracht;
Der ward Dir ganz zu eigen.
Nun steht Du wie ein rechter Held
Hoch auf der Rinne, und die Welt
Soll sich vor Dir verneigen.

Da schwimmt ein Wölklein hoch im Blau,
Das hüllt den Himmel schnell im Grau,
Und bringt mit Sturm Verderben.
Du hast gebaut auf Menschenwitz
Und hast vergessen Gottes Blitz —
Nun liegt Dein Werk in Scherben.

Die Prophezeiungen gelehrter Wettermacher und die Erinnerungen des hundertjährigen Bauernkalenders schienen den Thatfachen gegenüber im Unrecht zu bleiben; der schlimme Sommer, den man infolge eines milden Winters erwartet hatte, trat wenigstens vor der Hand nicht ein.

Er kam vielmehr nach kurzen Frühlingstürmen fast unvermutet in das Land, lind und freundlich wie ein harmloser Knabe, und streute Lilien und Brennende Liebe in die Gärten.

Man konnte zwar meinen, daß er damit die Pflichten des Frühlings erfüllte, aber die Marschbewohner wußten gut genug, daß bei ihnen noch mehr als anderswo der Lenz eine Erfindung der Poeten sei, und sie redeten daher nur von dem Sommer.

„He slikt sik in't Hart,“ sagte Jakob Kleier eines Tags, als er, den Spaten auf der Schulter tragend, Andres Bootsmann begegnete. Aber der alte Schiffer schüttelte den Kopf und spuckte aus.

„Ik trug em nich, Jakob. Paß mal up, jüst wat wi to Tids nich bruken können, dat künmt.“

„Wat denn?“

„Storm und Springflaud. Hüt nich, und morgen nich, aber to Untid. Ik hef min Juker, und de Snider seggt dat of.“

Jakob lachte.

„De Snider? Dat glöw ik! De will to Johanni friegen, denn ward de Storm bi em wol losgahn.“

„Kann find, Jakob. Aber mehr weten as uns een deiht he doch. He süht dat mit anner Dogen. Na, adjüs of und help Gott.“

Jakob ging nicht zum Kleien, wie sonst. Er hatte jahraus jahrein in die Erde hineingegraben, nun baute er aus dem Grunde heraus in die blaue sonnige Luft.

Er und hundert andere.

Schon zog sich draußen zwischen der Sandbank und Raghörner Eck längs dem Vorlande des neuen Koogs eine dunkle Linie in sanfter Biegung, schon wuchs der Erdwall bei kommender Flut über die kleinen Kämme der Wellen hinaus, und die feinen Wasseradern, die sich zwischen Quellen und Riedgras durchschlängelten, begannen zu versiegen.

Man schnürte das Siegel von beiden Seiten ein.

Ludolf Nissen hatte bereits die Zeit berechnet, wo diese gefährliche und ungeschützte Stelle geschlossen werden konnte; er sprach sogar von Tag und Stunde, und nannte den 24. Juni.

„Es ist der Tag Johannis des Täufers,“ sagte er bei einer Gelegenheit zu Pastor Sörensen. „Mit der Schließung des Sieles ist das Bestehen des Deiches gesichert, wir können ihn taufen, und den dahinter liegenden Koog.“

„An der Sonnenwende?“ fragte Sörensen.

„Warum nicht, Herr Pastor. Ich habe 'mal gelesen, daß unsere Vorfahren den Tag besonders feierten. Sie zündeten ein Feuer an und sprangen durch die Flamme. Das thun wir nicht mehr, Herr Pastor, denn wir sind Christen geworden; ein Feuer werden wir nicht anzünden. Aber nach unserem Glauben tritt das Wasser an die Stelle. Mir paßt der Tag.“

„Ich wüßte einen Text zur Taufe,“ entgegnete Sörensen mit leiser Mahnung. „Johannes hat ihn uns selbst in den Mund gelegt. Er sagt: ‚Nach mir wird ein Stärkerer kommen.‘“

„Ich verstehe, was Sie damit meinen, Herr Pastor. Jawohl, es ist Menschenwerk, was wir thun. Und wenn der Stärkere einen Sturm kommen läßt, dann kann unser Werk untergehen. Aber wir haben doch gerechte Sache, Herr Pastor.“

Das war der Punkt, wo Sörensen noch einmal einsetzen wollte.

Er legte seine Hand auf den Arm des zuversichtlichen Mannes und sagte leise: „Sie graben draußen, Herr Deichvogt. Soll nicht alle Ungerechtigkeit und aller Haß mit eingegraben werden? Ich habe schon einmal davon gesprochen — damals, bei der Sitzung, wo wir uns einigten über den Bau.“

„Damals war ich blind,“ entgegnete Nissen hart. „Es war an dem Tage, wo meine Annemarie die Augen zuthat. Seitdem sind meine Augen aufgegangen. Was die Herren vom Gericht denken und thun, das geht mich nichts an — ich gehe meinen eigenen Weg. Lassen Sie es ruhen, Herr Pastor, so lange in diese Sache kein helles Licht hineinkommt, so hell wie die Flamme eines großen Feuers, so lange soll es bleiben wie es ist.“ —

Das waren die letzten Worte, welche zwischen den beiden Männern über diese Angelegenheit gewechselt wurden.

Es war, als ob der Deichvogt mit jedem Schritt, den sein Lebenswerk der Vollendung entgegenging, sich tiefer in seinen Haß und in sein Mißtrauen gegen alle menschliche

Gerechtigkeit hineinwühlte. Und man konnte es ihm nachfühlen.

Der einzige Traum, den diese rechte Friesennatur vielleicht in ihrem ganzen Leben geträumt hatte, war ein sonziger Tag der Zukunft gewesen.

Am diesem Tage wollte er die Hand über ein neues Land ausstrecken und zu seinem Weibe sprechen: „Siehe, das ist mein Werk — nun soll es Deinen Namen tragen, so lange Menschenzungen reden!“

Das Werk nahte sich seiner Vollendung; die Menschenzungen waren bereit zu reden — Eine schwieg —

Man ging damit um, die Deichfeier mit einer anderen zu verbinden.

Das Land vor der Bede, welches seit Monaten geebnet lag, sollte an diesem Tage eingeweiht und mit dem Kirchhof verbunden werden.

Der Gedanke ging von Sörensen aus.

In einer Sitzung der Juraten schlug er das vor und sagte: „Es ist auch Neu-land, wo wir hineinsäen wollen. Der Koog, den wir bauen, ist für uns alle, und er soll die Heimat größer machen. Ich denke, der Kirchhof ist auch eine Heimat, wo wir alle Platz haben wollen.“

Da wurde es beschlossen. Am Tage der Sonnenwende sollte der neue Kirchhof eingeweiht, sollte der Siel geschlossen und der Annemarietkoog getauft werden. Es waren drei Werke für Jahrhunderte.

Als Franz Feigen-span davon hörte, kam er ins Pastorat.

„Herr Pastor,“ sagte er, „dieses ist mir zu übermächtig. Sie wissen ja wohl, daß ich mit dem Gedanken umging, zu Johanni in den heiligen Stand der Ehe zu treten, aber als Sie von der Kanzel verkünden thaten, daß an demselbigen Tage ein Fest für Jahrhunderte

gefeiert werden soll, da bin ich mit einer Sinnesänderung in mich gegangen. Denn vor die Ewigkeit will ich mich nicht verheiraten. Und es kommt mir auch nicht darauf an, daß meine Stine ein paar Wochen später das Regiment übernimmt — sie wird die Versäumnis schon wieder beibringen.“

„Es wäre doch nett gewesen,“ meinte Sörensen, „alles auf einen Tag.“

„Es kommt auch ohne dieses viel beisammen. Als ich gestern im Krug war bei Anton Mark — das währt ja nicht mehr lange, Herr Pastor — da hing so'n großmächtiges Stempelpapier an der Wand. Und dadrauf stand geschrieben, daß die Mühle und das Haus und der ganze Kladderadatsch verubhastiert werden soll — und zwar akkurat auch an Jo-

hanni. Es ist nicht schön, daß Peter Lorenzen diesen Tort den ganzen geslagenen Tag vor seinen leiblichen Augen haben muß, und wie ich von morgen hörte, soll es ihn auch umgesmissen haben.“

„Der Müller ist krank?“ fragte Sörensen hastig, und Feigen-span machte eine Bewegung nach der Stirn.

„Die Theepünsche, Herr Pastor. Jrgendwo will das Zeug doch hinaus; den einen fährt es in die Beine, und dem anderen fährt es in den Kopf. Anton Mark meinte, der Müller wäre bald bei den swarzen Männern angekommen.“

Auf diese Kunde hin begab sich der Pastor nach Kaghörn, wo Peter Lorenzen seit einigen Monaten hauste. Bevor er den Krug betrat, blieb er einige Minuten auf dem Deiche stehen und sah sich das Bild an.

Draußen arbeiteten sie an dem neuen Deiche mit Hacke und Spaten und Schiebkarren; es wimmelte durch einander wie ein Ameisenvolk, aber man sah doch überall die ordnende Hand und den leitenden Sinn.

Ludolf Nissen kam in einiger Entfernung auf seinem schweren Holsteiner vorübergeritten und grüßte mit der Reitpeitsche; aber er hielt nicht an.

Dann stieg Andres Bootsmann von dem kleinen Hafen herauf und stellte sich breitbeinig neben seinen Seelsorger. Er berichtete, daß er von Suhl herkomme.

„Das wird nun bald die letzte Fahrt sein,“ sagte Sörensen. „Wenn der Deich fertig ist, kommt der Hafen weg.“

„Ik weit nich, Herr Pastor,“ meinte der alte Schiffer kopfschüttelnd.

„Ik glöw bald, min Fahrt ward länger bestahn, as dat Wark dor buten. Wat? Dat Vock wüll'n se to maken, wo de Flauid ümmer wöhlt und wöhlt? Dat is jüst so, as wenn min Fru Strümp stoppen deiht, de gahn of wedder entwei von hüt na morgen.“

„Der Deichvogt will es aber doch durchsetzen.“

„Ja, Herr Pastor, he will veel. De Gemeen het he ümmer, dat Water will he of ümmer kriegen. Sehen Se man blot, wo stuhr he up sien Beerd sitt, jüst as en olen General. De smitt sik sülvst in de Bresh, wenn't nich anners geiht, aber dat Siel stoppt he doch nich to — dat is to deep, Herr Pastor, dat is to deep!“

So redete das Volk in einem stillen aber hartnäckigen Widerstand, und Sörensen konnte den Leuten nicht einmal unrecht geben.

Er begab sich in gedrückter Stimmung zu dem kranken Müller.

Der hatte sich wirklich seit seiner Rückkehr aus der Haft



Im Walde. Nach einer Aufnahme von G. Steinicke in Bremen.

bei Anton Mark eingemietet. Die Bodenstube mit der anstoßenden Kammer genügte für seine Bedürfnisse; Peninne hatte ihm Tisch und Stuhl heraufgestellt und ein altes Pult, in dem er seine Papiere aufhob.

Mit den Kommissionsgeschäften schien es nicht viel geworden zu sein, und nun war auch noch die Krankheit hinzugekommen, deren Charakter übrigens von Franz Feigenpan verkannt wurde. Von Delirium zeigte sich keine Spur, der Müller litt wohl hauptsächlich unter einem seelischen Druck, dessen Rückwirkung auf das körperliche Befinden nicht ausbleiben konnte.

„Sehen Sie, Herr Pastor,“ sagte er, „als ich von Tondern zurückkam, da hatte ich noch ein paar Löcher, um darauf zu pfeifen. Die Mühle wäre so wie so futsch gegangen, und ich verließ mich auf meinen hellen Kopf. Denn hell bin ich noch immer, darauf können Sie sich verlassen. Aber was hilft mir meine Helligkeit und was nützt das Pfeifen, wenn die Leute mir ein Loch nach dem anderen zustopfen? Nun bin ich bei dem allerletzten angekommen. Ich habe kein Geld und kein Verdienst, keine Gesundheit und keine Reputation — was habe ich denn noch? Das Leben, Herr Pastor. Es ist ein elendes Ding um so ein Leben; man könnte es wegschmeißen.“

„Das wäre Sünde,“ entgegnete Sörensen.

„Ich weiß, Herr Pastor. Es ist vieles Sünde, was wir doch thun; so zum Beispiel das Saufen. Aber wenn ich mich jetzt mit einem Strick befaßen thäte, dann wäre ich ein Lump vor den Leuten, denn ich ließe keine Rechtfertigung hinter mir. Diese Sache hält mich am Leben, und dann noch eins.“

Er legte den Kopf auf die Arme und weinte.

„Meine Elke, Herr Pastor, das arme Kind. Nützen kann ich ihr nicht viel, vielleicht falle ich ihr noch zur Last. Aber meinen Sie nicht, daß die Last noch viel schwerer würde, wenn ich in der Ecke vom Kirchhof liegen müßte, wo solche Leute hinkommen?“

„Ganz gewiß, Herr Lorenzen; daran dürfen Sie gar nicht denken.“

„Nein. Am besten wär's, das Wasser kommt und erfaßt uns alle,“ fuhr der Müller irrlüchtern fort. „Wie steht es am Außendeich, ich bin lange nicht vor die Thür gekommen?“

„Sie bauen,“ sagte der Prediger einfüßig.

„Sawohl; und abends sitzen sie unten im Krug. Ich kann es durch die Decke hören, wenn sie singen. Es sind auch Spitzbubenlieder dabei, die auf mich gehen. Sie sollen nur bauen und spotten. Es kommt wohl noch eine Sündflut, wenn sie am wenigsten daran denken. Ich sehe hier von meinem Fenster nach Westen, und ich sehe mitunter Wolken.“

Die zerrissene unruhige Rede des Mannes machte einen unheimlichen Eindruck; Sörensen begann doch daran zu zweifeln, ob der Müller wohl wirklich bei vollem Verstande sei. Der alte Trinker lebte jetzt sehr solide; da kam wohl ein Rückschlag.

„Weiß Elke, daß Sie krank sind?“ fragte er aufstehend.

„Nein, Herr Pastor, ich habe es ihr nicht geschrieben. Mitunter setze ich die Feder an, und dann setze ich sie wieder ab. Was meinen Sie dazu? Kann ein Vater verlangen, daß sein Kind in solche Umstände kommt wie hier?“

„Wenn es Ihnen recht ist, Herr Lorenzen, dann will ich schreiben.“

„Thun Sie das, Herr Pastor. Mitunter kriege ich eine Sehnsucht, die ist gar nicht zu beschreiben. Raum ist da, ich habe ja noch die Kammer, und Peninne meint es gut. Schreiben Sie — aber das Mädchen soll seinen freien Willen haben — sagen Sie mir von dem vierten Gebot; ich — ich bin das wohl nicht wert.“

Er war gebrochen, man sah es. Das Schicksal hatte ihn geschüttelt, wenn jetzt eine Linde Hand kam, dann konnte noch manches gut werden. —

Auf dem Heimwege nach dem Pastorat traf Sörensen auf Olaf. Der junge Mann kümmerte sich wenig um den Deichbau, sondern überließ das alles seinem Vater. Desto eifriger war er bei der Landwirtschaft. Auch jetzt stand er im Begriff über die Fennen zu gehen, wo die Heuernte in Arbeit war, und er klagte dem Pastor, daß es so schwer sei, gute Leute zu bekommen.

„Jetzt, wo alles am Deich ist, erst recht,“ sagte er, „aber auch sonst wird es immer schlimmer. Ich sehe die Zeit kommen, wo wir doch eine neue Wirtschaft einführen müssen. Das Alte bricht zusammen, ob wir es wollen oder nicht.“

Sörensen teilte mit, daß Elke wahrscheinlich zurückkehren werde, und Olaf reichte dem Geistlichen treuherzig die Hand.

„Das ist Ihr Werk, Herr Pastor; Sie halten doch gut zu uns. Glauben Sie ja nicht, daß Elke und ich aus einander sind; wir schreiben uns und hoffen auf die Zukunft. Ach, wenn doch irgend etwas geschehen möchte, was den Sinn meines Vaters wendet!“

„Auch ein Unglück?“ fragte der Prediger.

„Wie kommen Sie darauf, Herr Pastor?“

„Ich weiß nicht, es fuhr mir so durch den Sinn. Ich glaube, der Müller hat mich mit seinem Grübeln angesteckt.“

In diesem Augenblick ging Lorenz Lenzmann vorüber. Er trug eine Hade auf der Schulter und grüßte schein, indem er einen weiten Bogen um die beiden Männer machte.

„Der arbeitet jetzt auch draußen am Deich,“ sagte Olaf.

„Ja, ich hab' ihm mit dazu verholßen. Ist Ihnen in der letzten Zeit nichts an dem Manne aufgefallen?“

„Jetzt bringen Sie mich darauf, Herr Pastor. Er ist nicht so trozig wie früher, Vater sagte neulich, daß Lenzmann sehr fleißig sei, daß er ihm aber stets aus dem Wege ginge.“

„Gerade wie uns beiden jetzt. Und wenn ich es recht überlege, dann sind wir es doch, die ihn unrichtig behandelt haben.“

Olaf antwortete nicht. Er war zerstreut, seine Gedanken mochten wohl bei Elke sein. Und so schieden sie von einander.

Inzwischen ging der Juni in seine zweite Hälfte. Man hatte fortdauernd schönes Wetter, und das Werk des Deichbaus schritt rüstig vorwärts.

Während bis in diese letzten Tage fast in der ganzen Gemeinde ein geheimer Widerstand gegen die Pläne des Deichvogts geherrscht hatte, schlug die Stimmung nun plötzlich um.

Man sah den Erdbau wachsen und seine beiden Endpunkte immer näher zusammenrücken, alle Berechnungen stimmten, es schien fast undenkbar, daß noch im Facit ein Fehler gefunden werden sollte.

Nur Peter Lorenzen beharrte auf der alten Meinung.

Elke war aus Flensburg eingetroffen und pflegte ihn; sie hatte sich oben in den beiden Dachstuben des Krugs einquartiert, und seitdem ging es dem Müller körperlich besser.

Er konnte das Haus verlassen, und man sah ihn bisweilen am Arm seiner Tochter langsam den Deich entlang gehen.

Er verkehrte mit niemand, er rührte keinen Theepunsch an, die Leute sagten, er wäre hinterfönnig geworden.

Man wunderte sich, daß er die Gegend nicht verließ und nach Flensburg übersiedelte; die Verwandten dort konnten ihm doch am besten weiterhelfen, und in der Marsch hatte er eigentlich nichts mehr zu thun.

Aber er blieb.

Bei einem kleinen Grog, den die drei Freunde Andres, Jakob und Franz Feigenpan mit einander tranken, kamen über diese Thatsache drei verschiedene Meinungen zu Tage.

„Die Untersuchung in Tondern ist noch nicht zum Abschluß gekommen,“ sagte der Schneider. „Er hat schwören müssen, sich nicht vom Fleck zu rühren, sonst kündigt er wieder ins Loch. Ich kann das wissen, denn ich habe mich mit den Gerichten vermengt.“

„Du bist en Schaap,“ entgegnete Jakob Kleier, „dat

Land hölt em, dat Landestaag. Ik stah männigmal mang de Schiet, ik weet, wo taag dat Land is. Ierst, wenn de Mähl verköfft is — denn geiht he.“

Andres Bootsmann schwieg eine Weile; dann legte er seine breite Faust auf den Tisch. „Du hevt gaud snacken! Ik seh em Dag vör Dag vun min Finster ut, wenn he buten Diek geiht. To Tids is de lütte Deern bi em, to Tids is he alleen. Und denn sett he sik dal in dat Gras, und luert.“

„Auf was soll er lauern?“ fragte Feigenspan.

„Weet ik dat? Ik bin keen Prophet. Aber he kiekt immer stuhr na Nordwest up dat Siel. Und denn hef ik all sehn, dat he de Hänn' tosamem sleiht und sik hägt. Aber he hägt sik nich davör, dat de niege Diek bald farrig is — sien Sinn steiht up dat Lock, und wo se dat wohl tokriegem.“

Drei Köpfe, drei Sinne — — wer konnte wissen, wo die Wahrheit lag. — —

So war der 23. Juni herangekommen; der Tag vor

Johanni. Pastor Sörensen ging in seiner Studierstube auf und ab; er rauchte und meditierte. Da galt es, für morgen zwei Reden zu halten; die eine zur Einweihung des neuen Kirchhofes, die andere zum Deichschluß.

Mit der ersten war er bald im Reinen. Er nahm seinen Text aus dem dritten Kapitel Mose, wo es heißt: „Du bist Erde und sollst zu Erde werden.“ Denn die Einweihung eines neuen Friedhofs war im Grunde genommen ja doch nichts anderes, als eine große allgemeine Leichenpredigt; es galt, das Haus einweihen, wo alle hinkamen.

Länger grübelte der Prediger nach über den Text zu der zweiten Festrede, die am Nachmittag stattfinden sollte.

Er hatte die Gewohnheit, bei solchen Zweifeln irgendwo die Schrift aufzuschlagen; es fand sich fast immer ein Wort, das für alle Verhältnisse des Lebens paßte, man mußte nur das Wort verstehen. Und da er sich gerade im Beginn der Genesis befand, so schlug er auch noch die paar Blätter zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Plus dem alten Bergen.

Von Johannes Gillhoff.

Nach der nordischen Sage schweben immerdar einige Reihern über dem Fluß des Vergessens. Sie mögen in diesen Sommertagen auch über dem Denkmal althänfischer Kultur in Bergen stehen, um sein Gedächtnis zu retten. Deutsche Arbeit hat es aufgeführt, unseres Volkes Geist drückte ihm den Stempel auf. In ernstem Schweigen schauen die sieben Berge hernieder auf Tydskebryggen*), das heute dem Abbruch zum Opfer fällt. Leise rauschen dort die Wellen am Strande, wo mit dem dunkeln Epheu die Erinnerung über verwitternde Grabsteine einer alten Kultur zog, und nur von den beiden Türmen der deutschen Marienkirche tönt es noch wie heimatisches Grüßen herüber zu dem, der durch Bergens stille Gassen streift.

Das hanfische Kontor war ja nicht schön, und am wenigsten war es der durchdringende Fischgeruch zur Mittsommerzeit. Aber vom Stockfisch verlangt auch niemand Wohlgerüche. In große Bündel verschnürt, wandert er durch das mächtige Einfahrtsthor in die endlos langen Lagerräume. Die einförmigen Giebelbauten brauchen keinen äußeren Zierat. Die deutschen Namen und Schildzeichen: die Sonne, drei Kugeln, ein springendes Pferd, geben dem Besucher das sichere Gefühl, im Schatten deutscher Arbeit zu wandeln.

Dies Heimatgefühl wird durch den Besuch der Marienkirche nur verstärkt. König Magnus Erlingfön soll sie 1183 erbaut haben. In ihrer jetzigen Gestalt gehört sie vielleicht der Zeit an, da die Hansen des Königs Vogt und den Bischof erschlugen und den roten Hahn aufs Klosterdach setzten. Sie büßten ihre Unthat durch einen Neubau. Alt und wirksam ist das skulpturengeschmückte Altargemälde, und zu Füßen des Gekreuzigten leuchtet die Inschrift durch den dämmerigen Raum: Tota spes nostra est in morte domini. — Deutsch war bis in die neueste Zeit hinein die Predigt. Deutsch sind die Namen derer, die auf dem Friedhofe zur letzten Ruhe gebettet wurden, deutsch zum großen Teil auch die Grabinschriften. Erst nach dem Untergang der Hansa bringt auf den schweren Granitplatten der norwegische Segen vor, unter dessen Geleit die alten ehrenfesten Kaufherren ins Grab stiegen: Fred over eders stöv! (Friede über ihrem Staube!)

In leisem Rauschen schlagen die Wellen an den Strand, und aus den wallenden Scenebeln steigt allmählich ein anderes Bild auf. Auf Roggen, Snicken, Schuten und Warfen kommen die Hansen daher, den nordischen Markt zu erobern. Der Schiffmeister hat schwere Arbeit, kaum beugt das wilde Volk sich dem harten Seerecht. Nach halber Wegfahrt wird es verkündet. Wes Hand sich gegen den Meistermann auflehnt, der geht dreimal unter den Kiel, und wer im Zorn

die Waffe zieht, dem wird sie durch die Hand in den Mast gestoßen. Aber die eiserne Ordnung überwindet Meerstürme und Seeräuber, und das Seerecht führt die hochbordigen Schiffe sicher an die tydske Brygge. Es ist ein reißiges Geschlecht, das in sturmfroher Jugendkraft über die graue See dahergefahren kommt. Seine Hände sind willig zu schwerer Arbeit wie zu harter Gewaltthat, seine Börsen sind gefüllt, seine Schiffe liegen in allen Häfen und gehen über alle Meere, und hinter ihm steht der herrschende Bund der Seestädte.

Und weiter rauschen die Wellen. Sie murmeln von harter Arbeit und klugem Handeln, von herber Entsagung und roher Gewaltthat. Dazwischen klingt es aus weiter Ferne wie ein verlornener Ton von naiver Frömmigkeit und festem Gottvertrauen. Mit Fleiß und Klugheit, mit List und Brutalität behaupteten die Hansen den norwegischen Markt so ausschließlich, daß den Einwohnern selbst das Vorkaufsrecht verloren ging. Der große Zug einheitlichen Vorgehens, der all ihr Thun durchdrang, bezugte sie in der That als Herrenvolk. Freilich hatten Brandunglück und Vitalienbrüder mit dem Wohlstande die Kraft der Bergener gebrochen. Zusehends verarmten sie; entsprechend stieg das hanfische Kontor. Aber auch seine Blütezeit suchte ihren Ausdruck nicht in mittelalterlichen Prachtbauten. Die Zeit war zu hart. Was wir aber finden, das ist im schlichtesten Gewande eine Stiftung von weltgeschichtlicher Bedeutung für das Kulturleben der ganzen Zeit. Als Kaiser und Fürsten versagten, da wahrten die Städte die erobrende Reichskraft, indem sie erfolgreich in großer Politik machten.

Gegen dreitausend junge Kaufleute, Schiffer und Handwerker bildeten eine festgefügte Sippe, die mit dem Schwert in der Hand gegen die Bergischen auftrat. Sich mit den Bergischen in schwerem Streit zu messen, galt als gottgefälliges Thun und handgreiflichster Scherz als angenehme Abwechslung im einförmigen Leben. Denn einförmig verlief das Leben der Kontorschen. Keiner durfte ein fremdes Weib auf die Brücke bringen, damit nicht Bundesfachen durch Frauenmund offenbar würden. Die hanfischen Ratmänner hatten von Gregor VII. gelernt, aber das Leben im riesigen Junggesellenheim verlief dürftig und öde. Hinten im Gaarden lag der Schütting, die altnordische, fensterlose Feuerstube. Die Dachlücke wurde geschlossen, wenn unten auf offenem Herde die mächtigen Fichtenblöcke verbrannt waren. An langen Tischen saßen die Angehörigen einer Faktoreifamilie, jeder am bestimmten Platz. Dort fiel manch kluges Wort in aufmergendes Gehör der Jungen. Dort saßen trinkfrohe Männer, und manch ungefügiger Trunk ward auf dem Schütting vor der Ausfahrt gethan, denn auch kein Hanfeschiffer fuhr mit halber Ladung.

Das abgeschlossene Leben im harten Beruf erzeugte zu-

*) Vergl. die Abbildungen in Nr. 31 S. 4 des laufenden Jahrgangs.

gleich eine ungeschlachte Roheit in Sitte und Brauch. Wo der Hanse festen Fuß faßte, da zimmerte er sich sein eigen Heim, da zimmerte er auch ein Gehege seiner Freiheit gegen nordisches Recht. Erst als im XVI. Jahrhundert Tydskebruggens Stern sank, gelang es den Norwegern, vom Walfendorturm aus den größten Brutalitäten der Deutschen zu steuern.

Bis dahin hatte es aber noch gute Weile, und die Geschichtschreiber jener Zeit klagen einhellig über die Bedrückung der Bergischen. Mag auch der Haß des Nordländers die Beschwerden gefärbt haben, es bleibt doch genug an offensibaren Ungerechtigkeiten. Die deutsche Hand lastete schwer auf dem Lande, sie monopolisierte den Handel, und die völlige Ausschließung des Wettbewerbs steigerte sich zur Despotie. Ein so glänzendes Bild Tydskebruggen dem deutschen Auge bietet, der Norweger konnte der Tyrannei nicht gut anders als mit Verwünschungen gedenken. An die Entwicklung eigener Kultur war nicht zu denken, so lange der Hanse die einzige Kulturader, das Meer, beherrschte. Auch Deutsche jener Zeit wissen genug von den hanfischen „Scythensitten“ zu erzählen, nur daß sie mehr an die Roheiten dachten, unter denen die jungen Gesellen bei ihrem Eintritt in den Bund seufzten. Sie mußten gewisse Spiele über sich ergehen lassen, die von alters her übel verrufen sind, Spiele, bei denen „Hals und Rücken knackten, auch Mund und Nase bluteten“. Herluf Lauritzson (1580) zählt eine Reihe dieser Spiele auf, die meisten sind sehr ekelhafter Art, und das Rauchspiel ist noch lange nicht das schlimmste. Die alten Gesellen zogen den Neuling an einem Strick bis unter die Decke des Schütling empor und zündeten auf dem Herde ein Feuer an, das sie mit Leder, Haaren und Unrat nährten. Darauf wurde der vom üblen Rauch halb Erstickte gezwungen, laut zu singen, damit er desto mehr Rauch einatme. Manch armes Bürglein fand unter diesen Spielen den frühen Tod, wie Hufanus berichtet, der sein blutiges Wollhemd als Zeugnis des Wasserspiels nach Eisenach zu seiner Mutter sandte. Auch der alte Holberg faßt seine Entrüstung über Spiele und Spieler in das grimmige Wort zusammen: „Man sollte glauben, daß sie eher unter Hottentotten oder einem rohen tatarischen Gesindel, als unter Christen geboren und erzogen wären.“

Tydskebruggens Lichtbild hat seine Schatten, und mit dem Edlen mischt sich das Ekke. Dennoch dürfen wir nicht von Nordlandsfoller reden oder weichlichen Sentimentalitäten Raum geben. Tydskebruggen war kein Ort für Mutterföhnchen. Dort ging rauhe Luft. Dort mußte jeder physisch und moralisch im Dulden das Höchste leisten, damit man es hernach im Handeln von ihm erwarten konnte. Nur dadurch, daß jedes einzelne Glied der Sippe ein Mann war, des Seele das Jagen fremd, vermochte das Kontor den stolzen Bau aufzuführen. Das Kontor mußte sich vergewissern, ob der Neuling im stande sei, in harter Zeit „der Gesellen Gesell, der Hansebrüder Bruder“ zu sein, und wiederum durfte der Lehrling, wenn ihm unter der grausamen Prüfung der Mut sinken wollte, sich mit dem Bewußtsein trösten, daß die mächtige Gemeinschaft den Ausharrenden als den Thron ansehen und in Not und Tod für ihn einstehen werde. Auch die rohen Spiele der bergischen Kaufgesellen haben ihren Sittenkern, und bei ihrer moralischen Bewertung muß er aus seiner Zeit heraus gewürdigt werden. In wilder Zeit, unter wildem Volk herrscht andere Sitte und Ansitte. Das Geschlecht jener Tage war ungefüß in Scherz und Ernst und will nach eigenem Maß gemessen sein.

Das mildere Empfinden unserer Zeit kann und will die Sittenroheit dieser Spiele dennoch nicht rechtfertigen. Ebensovwenig können die Rettungsversuche der hanfischen Herrenmoral gegenüber den Bergischen völlig gelingen. Brutalität und vergoffenes Blut dürfen nicht nach dem zahlenmäßigen Ausdruck abgeschätzt werden, den sie etwa im kaufmännischen Nutzen finden. Sonst kommen wir dahin, bei jeder passenden Gelegenheit den Sittlichkeitsbegriff auf ein totes Geseiß abzuschieben. Das gern nachgesprochene Wort vom Herrenvolk läßt uns nur zu leicht vergessen, daß es nebst seinem

Ergänzungsbegriff eines Volkes von Knechten seit dem ersten Pfingstfest hinfällig geworden ist. Christentum verpflichtet. Aber nicht zum Kultus des Herrenvolks, sondern zum gegenseitigen Dienen. Die Hanfen fühlten sich durchaus als Herrenvolk und mit weit mehr Berechtigung als wir, die wir unser Herrenbewußtsein etwas reichlich und etwas obenhin durch Reden und Feste bethätigen. Den Hanfen half die Herrenmoral das eigene Grab zu graben, lange bevor der Dreißigjährige Krieg den Hügel einebnete. Als die Glocken in Worms 1495 den ewigen Landfrieden einläuteten, mochten sie zugleich als Scheideglocken eines Herrenvolkes klingen, das sich nicht in die neue Zeit zu schicken wußte und an dieser neuen Zeit zu Grunde ging. Die Staaten lösten wieder die Städte ab. Herrisch wurde ein Kontor nach dem andern von den Fremden geschlossen. — Wir sind gewohnt, Tydskebruggen in lauter Licht zu sehen. Aber das Bild hat viel dunkle Flecken. Darum war es für das Gedächtnis des hanfischen Kontors gut, daß kurz bevor seine Akten geschlossen wurden, noch ein Zeuge auftrat, der uns wieder ausöhnt mit der sittlichen Lebensführung auf der deutschen Brücke. Er heißt Jochim Schlu.

Das Kontor kannte noch andere „Spiele“ als die erwähnten. Im Jahre 1606 erschien die „Comedia von dem frommen, Gottfrüchtigen und gehorsamen Jsaac. Aller frommer Kinder und Schöler Spegel“, von Jochim Schlu, Bürger und Bergenfahrer zu Rostock. Mit dem Herausgeber Freybe wird anzunehmen sein, daß das Spiel von den Kaufgesellen selbst aufgeführt wurde. Auch gedenkt Schlu, der als Bergenfahrer oft auf der deutschen Brücke war, noch anderer Spiele, „welche mit herrlichen Comedien und Tragedien gezieret werden: das man da noch verstendige gesellen seße“. In der Vorrede erzählt er auch, daß „an dem hochlöblichen und weitberöhmten Kontor zu Borgen gute ordenung in allen dingen gehalten wirt, auch die junge Jugent in guter Disciplin gehalten, so das sie müssen fleißig zur Kirchen gehen, den heiligen Catechismus lernen, ihre Palmbücher mit zur Kirchen nemen, fleißig singen, vnde, da sie böses thun, werden aufgeschrieben, vnd zu gelegener zeit gestraffet“.

Das einzigartige Spiel wirft ein ganz neues Licht auf das Leben im Kontor. Das wilde Volk wird zu christlichem Gehorsam erzogen, geht fleißig zur Kirche und übt in den Mußestunden geistliche Schauspiele. Ich weiß nicht, ob ähnliches berichtet wird über den Stahlhof an der Themse, oder über den St. Petershof in der alten Warägerstadt Nowgorod. Für die bergische Station war es überraschend. Zum erstenmal tritt die christliche Bildung jenseit des Meeres als Lebensmacht auf. Das Spiel von dem Gehorsam bis zum Tode ist offenbar den bergischen Verhältnissen auf den Leib geschrieben. An den Feiertagen hatte Schlu drüben oft genug den festlichen Spielen beigewohnt; in die Heimat zurückgekehrt suchte er nach seinen Kräften ebenfalls der christlich-deutschen Sitte zu dienen. Nach der treuherzigen Anschauungsweise seiner Zeit wob er in den Stoff Szenen des Volkslebens ein und ließ als Niederdeutscher, der für Niederdeutsche schrieb, die Mehrzahl der Personen auch niederdeutsch sprechen.

Die alten plattdeutschen Spiele sind ja nicht mit Unrecht in Verruf gekommen. Oft steckt unsagbarer Schmutz und Unflut in ihnen, und gerade die Bauernspiele dienen oft als Ablagerungsstätte der größten Gemeinheiten. Von dem dunklen Grunde hebt sich um so strahlender nächst dem Redentiner Österspiel Schluß Jsaak ab, und gerade die Hauptscenen gehen im Platt: Abrahams Monolog und Sarahs Kummer, Jsaaks Klage und Abrahams Dankgebet. Selbst Jehova redet plattdeutsch mit Abraham. Überhaupt führt Schlu im biblischen Rahmen niederdeutsches Leben vor. Abraham verkehrt mit seinen Knechten wie ein altmecklenburgischer Gutsherr, und überall liegt der Schauplatz auf mecklenburgischer Erde. Durch die eingesprengten Volksszenen weht der Geist urkräftigen Behagens und frühlich-verber Gemüthlichkeit, die doch dem Hohen fern bleibt. Das zeigt am schönsten der originelle Bauer Görries, der seinen Vock an den Busch band und sich schlafen legte. Während der Opferklage erwacht



Im vollen Sommerfestein. Nach dem Gemälde von Josef Benflure.

er, und als Abraham den Bock schlachtet, läuft der Bauer davon, weil er seiner Sünden wegen ein gleiches Schicksal fürchtet. Seinem Nachbarn aber erzählt er den Hergang:

Do krech he by dem koppe mynen Schapsbuck,
Vnd lede en bauen vp dat holt vp.
Vnd vorbrande den ganz vnd gahr,
Dat dar nicht van bleff hut edder haer.
Ick dachte: Wummen Gades, wo wil dyt warren
Den Buck hörstu nu nicht mehr blarren.

Der gute Geruch der Heimat Erde durchzieht das Spiel, und wie ein Grüßen aus der fernern Heimat mochte es auch den feiernden Hansen ins Ohr klingen. Das mecklenburgische Element war drüben stark vertreten; überdies traten die mundartlichen Unterschiede des Niederdeutschen zu jener Zeit wenig hervor. Auf Grund des lübisches Platt hatte sich eine Art gemeinniederdeutscher Schriftsprache herausgebildet, die von Riga bis Rotterdam verstanden wurde, und sicher durfte Schlu auf Beifall und Verständnis rechnen, als er jenes alte Volksrätsel einwob, das noch heute in breitem Behagen durch ganz Niederdeutschland geht. Es ist das prachtvolle Storchrätsel im siebenten Akt. Zur Erhöhung der Festfreude fordert der Geck die Dste auf, mit ihm eine „Löyse“ zu singen:

Wille gy weten, wo dat grote bunte dinc hett,
Dat uns de Roggen vth dem Pole so fret,
Rode Haken (Strümpfe) vnde einen langen Snabel,
Einen bunten Rock, eine witte Kugel . . .
Gyftern, also wy gingen döer Löyeken dory,
Dar freiede de Hane, dar klapperde de stork.
Dar ginc ein dinc, hadde so lange been.
Gy hebben yuw Dage söck ein dinc nicht sehen. —

Die wunderliche Weise ist verklungen, die alten Zeiten sind versunken. In der Marienkirche werden keine geistlichen Spiele mehr aufgeführt, und auf dem Schütting werden längst keine Jungen mehr geräuchert. Tydskebruggen wird abgebrochen; eingehen werden auch die dürftigen Gemüse- und Blumengärtchen hinter dem Schütting, in denen vor

Zeiten die Jungen ihre Wunden kühlen mochten. Die Schatten der ehrenfesten Kaufherren und ihrer harten Gesellen sieht man nicht mehr durch die Thore gehen. Fred over eders stöv!

Es will ein Neues werden, und das Alte ist vergangen. Wieder ziehen die Deutschen in großen Scharen nach Norwegen. Aber sie ziehen ruhig ihre Bahn, und kaum im Traum erscheinen ihnen die blauen Flaggen der Vitalienbrüder. Die alten Seewölfe sind längst ins kühle Grab hinabgefahren. Heute kommen die Deutschen in Frieden. Sie lieben das Land der stillen Fjorde, und willig öffnen sich den Gästen die nordischen Häuser und Herzen. Roggen und Barfen sind versunken, und in erstem Schweigen schauen die sieben ragenden Berge hernieder auf die großen Panzer, die unserem Kaiser das Geleit geben. Leise rauschen die Wellen am Strande.

Deutsche Macht und deutscher Geist, deutscher Fleiß und deutsche Sitte — ihr nordisches Denkmal heißt immerdar Tydskebruggen. Bis zur Stunde hat der deutsche Handel im Völkerverleben jene herrschende Stellung nicht wiedererlangt. Wie eine ernste Mahnung steht es vor unseren Augen, zumal in den Anfängen unserer Kolonialpolitik. Großes erreichten damals die Städte aus eigener Kraft, ohne Kaiser und Reich. Größeres erwartet und verbürgt die Zukunft mit Kaiser und Reich. Denn immer liegt die Entwicklung der Kolonie im rationellen Wirtschaftsplan eines Staates, der nicht auf Raubbau ausgeht, sondern seine Aufgabe zu lösen sucht im gegenseitigen Ausgleich des Gebens und Empfangens. Wo aber dieser Ausgleich angestrebt wird nicht nur in der materiellen Wohlfahrt, sondern auch in den Gütern der Bildung und Gesittung, da kommt endlich auch zur Wahrheit das schöne Wort der „Gaugans“, jener altnordischen Sammlung von Sprüchen des Volksrechts, das in den harten Hansezeiten ein Sehnen des Nordens blieb: „Es trage die Erde den Frieden, und der Himmel sei darüber ausgebreitet, und das dunkle Meer umschließe ihn.“

Wie ein Klavier entsteht.

Von Dr. Karl Storck. Mit sechs Abbildungen.

Noch nie hat das Musikleben einen so großen Umfang eingenommen, wie in unseren Tagen. In den Großstädten finden heute in einer Woche mehr Konzerte statt, als früher im ganzen Monat. Selbst kleine Orte werden von dem großen Heer der Virtuosen mit ihren Leistungen beglückt, beziehungsweise nicht verschont. Aber nicht nur die öffentliche Musikpflege ist bis ins Ungemessene gewachsen, auch im Hause wird heute, wenn auch nicht besser, so doch unendlich mehr musiziert, als früher. Ehemals ein Privilegium der reichen und gebildeten Klassen, ist das Musiktreiben heute Gemeingut geworden. Hand in Hand mit dieser allgemeinen Steigerung des musikalischen Lebens ging die zunehmende Bedeutung eines Instrumentes, des Klaviers, das umgekehrt selber wieder viel zu dieser Verbreiterung des Musiklebens beigetragen hat.

Das Klavier ist heute das Universalinstrument, das Instrument für alle und für alles. Es findet sich überall und ist geradezu ein unentbehrlicher Gebrauchsgegenstand, ein für jedes Haus fast unumgänglich nötiges Möbel geworden. Es ist aber auch das unentbehrlichste Hülfsmittel für den Musiker, das wichtigste Soloinstrument des Konzertsaals. Und das, trotzdem es von der Mehrzahl der anderen Instrumente an Schönheit oder Ausdruckskraft des Tones übertroffen wird. Es überragt aber seinerseits alle durch den Tonumfang, und hier liegt seine unvergleichliche Bedeutung. Wie das größte Orchester umfängt das Klavier die ganze Tonwelt; mit seinen zehn Fingern holt der Einzelne aus dem Klavier dieselben Tongebilde, zu denen der Dirigent ein vielköpfiges Orchester braucht, in dem jedes andere Instrument doch nur eine Stimme ist. Allerdings bietet das Klavier alles in einer Farbe, oder genauer nur eine Zeichnung, der das Or-

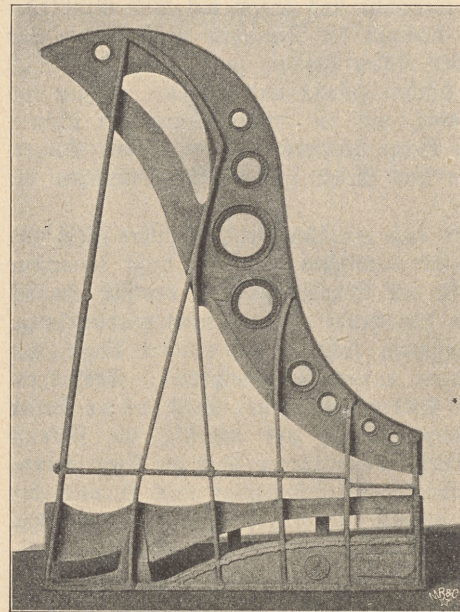
chester erst das Leben der Farbe zu spenden vermag. Aber ist das nicht ein ähnliches Verhältnis, wie zwischen Einzelmensch und Menschheit, wo auch der Einzelne ein Abbild des Ganzen ist, nur eben ohne dessen vielgestaltige Buntheit.

Für seine „Universalität“ muß allerdings das Klavier dadurch schwer büßen, daß das einzelne Instrument keine Individualität hat. Kein Musiker gewinnt zu „seinem“ Klavier ein ähnliches Verhältnis, wie zu „seiner“ Geige. Das offenbart sich auch darin, daß das Klavier mit dem Gebrauch immer schlechter wird, während die Geige mit steigendem Alter immer besser klingt. Sie kann die Vertraute ganzer Geschlechter sein; das Klavier ist nach einem Jahrzehnt starker Benutzung abgespielt. Und so haben wir die eigentümliche Erscheinung, daß das wichtigste Instrument aller musikalischen Intimität selber keine Intimität zuläßt.

Vielleicht rührt daher die auffällige Tatsache, daß die meisten Klavierspieler vom Virtuosen bis zum Schüler vom Bau und der Gesamteinrichtung ihres Instrumentes nur sehr wenig wissen. Und doch wäre eine solche Kenntnis nicht nur für jeden Klavierspieler eine fast natürliche Pflicht, sondern der Klavierbau selber ist ein so blühender Industriezweig und so hervorragender Exportartikel des deutschen Gewerbes geworden, daß eine Beantwortung der Frage, wie unser Klavier entsteht, allgemeine Teilnahme verdient.

Ja, wir müssen heute von einer Klavierindustrie reden. Der alte Stand des Klavierbauers, der allein oder mit wenigen Gehilfen die Instrumente zusammensetzte, hat längst dem Großindustriellen Platz gemacht, der in ungeheuren Fabriken jährlich Tausende von Instrumenten herstellt. Für Deutschland erscheint diese Wandlung mit dem Namen verknüpft, der zuerst den deutschen Instrumenten Weltruf ver-

schaffte, — Karl Bechstein. Er selber hat 1854 mit nur einem Arbeiter in einer kleinen Werkstatt zu arbeiten begonnen. Dreiviertel Jahre hat er gebraucht, um die zwei ersten Instrumente fertig zu stellen. Heute bedecken seine Fabriken sechs Morgen Landes, fast 800 Arbeiter finden in ihnen lohnende Beschäftigung. Der jährliche Verkauf beziffert sich auf 1500 Flügel und 2500 Pianos. Was diese Arbeitsleistung bedeutet, davon vermag die Tatsache einen Begriff zu geben, daß die jährlich verarbeiteten Hölzer als Rohmaterial über 450 000 Mark, und die Mechaniken und Klaviaturen fast noch 100 000 Mark mehr kosten.

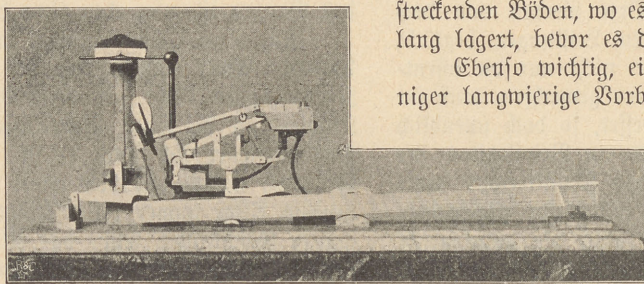


Eisenrahmen des Flügels.

Dieser ungeheure Aufschwung eines einzelnen Hauses ist ein Bild für die Gesamtentwicklung des deutschen Klavierbaues. Wir haben heute in Deutschland, in dem vor einem halben Jahrhundert in keinem einzigen Konzert ein einheimischer Flügel benutzt wurde, eine ganze Reihe von Welt Häusern ersten Ranges, die im internationalen Klavierkonzert mit den amerikanischen Häusern den ersten Platz behaupten. Daneben eine kaum übersehbare Reihe von kleineren Fabriken, deren Leistungen sich auf achtenswerter Höhe bewegen.

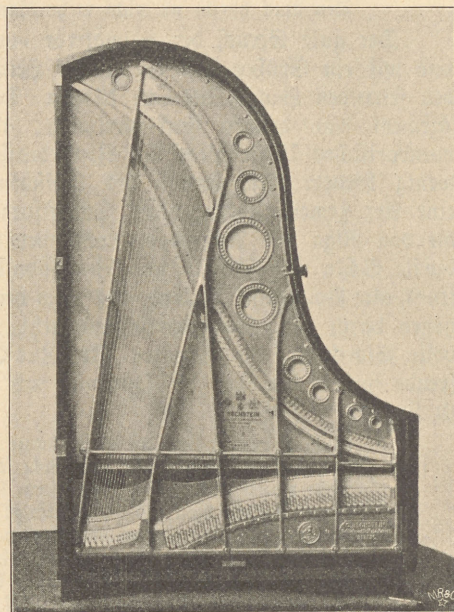
Unsere Aufgabe werden wir am besten erfüllen können, wenn wir in der größten und allgemein als ersten anerkanntesten Fabrik Europas, eben bei Bechstein, die Entstehung eines Klaviers von den rohen Anfängen bis zur Vollendung verfolgen. Dazu dürfen wir nicht das Haus Bechstein in der Berliner Johannisstraße, dessen Adresse den Musikern der ganzen Welt bekannt ist, aufsuchen. So groß diese Räume sind, sie genügen heute nur noch für die Verkaufsmagazine und die Reparaturwerkstätten. Die

eigentliche Fabrikation liegt in den vier Riesengebäuden, die im Osten des ungeheuer gewachsenen Berlins einen kleinen Stadtteil bilden. Wir gelangen zunächst in einen der drei großen Höfe der Fabrik, wo die riesigen Massen der geschnittenen Hölzer zur Lufttrocknung aufgestapelt sind. Wie später die fertigen Instrumente in aller Herren Länder wandern, so kommt dieses Rohmaterial aus allen Ländern der Welt. Nur kerngesunde Stämme sind zu gebrauchen: Kiefern, Eichen, Ahorn, Tannen, Buchen, Nußbaum, dazu die überseeischen Hölzer: Palisander, Mahagoni und Jacaranda. Vier bis fünf Jahre wird das Holz hier an der Luft getrocknet. Das reicht aber nicht aus, und so finden wir den Höfen zunächst die durch Dampfrohren erhitzten Trockenluftkammern, in denen die Hölzer wieder monatelang lagern müssen, bevor sie zur Verarbeitung gelangen. Auch diese findet nur in stark er-



Hammermechanik eines Bechsteinflügels.

wärmten Räumen statt. — Das ganze Erdgeschoß der ausgedehnten Anlagen ist vorbereitenden Arbeiten gewidmet. Wir betreten zunächst das Maschinenhaus, in dem die getrockneten Hölzer für den Gebrauch zurecht geschnitten werden. Auch das ist eine Symphonie. Instrumente sind hier die zahlreichen und vielgestaltigen Maschinen, die Kreis-, Rund- und Fourrier Sägen, die Hobelmaschinen, von den kleinsten und schmalsten Kehl- und Leistenhobeln an bis zur 1,70 m breit hobelnden, die breitesten Resonanzböden auf einmal glättenden Riesenmaschine. Mächtige Exhaustoren saugen die Späne auf und führen sie durch weitbauchige Kanäle in die Öfen. Wie die Räder schwingen! Welch ein Drehen und Kreisen in allen



Flügelkasten mit Saitenspannung.

Richtungen!

Und zu diesem wildbewegten Bilde das Schnurren und Pfeifen, das Surren und Brummen der Maschinen. Aber auch hier in dem tollen Stimmengewirr eine hohe Harmonie. Der erfinderische Menscheng Geist weiß auch diese Instrumente zu bändigen, zu gemeinsamer fruchtbarer Tätigkeit zu zwingen. Und wo alles rastlose Bewegung ist, muß einer ruhig sein, der Mensch, der sie leitet. Denn es ist hier genaueste und peinlichste Arbeit vonnöten, kein Spänchen zu viel, keines zu wenig, daß die verschiedensten Teile in den Fugen luftdicht schließen.

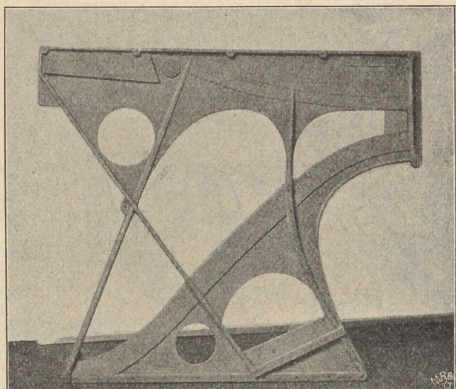
Das zurechtgeschnittene Holz wandert nun vermittelt elektrischer Aufzüge auf die über das ganze Gebäude sich hin streckenden Böden, wo es zu weiterer Trocknung wieder monatelang lagert, bevor es den einzelnen Arbeitern zugeteilt wird.

Ebenso wichtig, eine ebenso sorgfältige, wenn auch weniger langwierige Vorbereitung erheischen die Eisenteile.

Der Eisenrahmen, der den ungeheuren Druck des großen Saitenbezuges auszuhalten hat, ist heute allgemein im Gebrauch. Die im Rohzustand einlaufenden Rahmen werden hier in der Fabrik schmiede sorgfältig hergerichtet. Die zahllosen kleinen Löcher müssen eingehohrt, die Schalllöcher ausgearbeitet, die Stifte, an denen die Saiten befestigt werden, eingeschlagen werden. Von hoher Wichtigkeit ist dann die Lackiererei. Die Rahmen werden erst gespachtelt, dann geschliffen, darauf wiederholt lackiert. Jeder dieser Prozeduren folgt eine Trocknung in einem auf 65 Grad erhitzten Raum. Endlich kann dann die Bronzierung vorgenommen werden. Neben der Schmiede liegt die Schlosserei, wo die Pedale, Bänder, Rollen, Züge, Leuchten, Schlüssel, Beschläge angefertigt werden. Zu diesem Schmieden, Hämmern und Stanzen surren zwei Maschinen den Baß, auf denen die für die tieferen Töne bestimmten Stahlsaiten mit Kupferdraht umspinnen werden.

In vier Riesenstockwerken folgt nun die Ausarbeitung des sorgfältig vorbereiteten Materials. Die Arbeitsteilung ist so peinlich durchgeführt, daß der Laie kaum merkt,

daß in den verschiedenen Räumen Verschiedenes gearbeitet wird. Trotzdem handelt es sich um keinen Fabrikbetrieb im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die hier beschäftigten Arbeiter sind samt und sonders Handwerker, ausgelernte Tischler, die den einzelnen Teil immer mit dem Blick aufs Ganze bearbeiten. Alle Räume sind nicht nur durch Dampfheizung bedeutend erwärmt, sondern haben auch noch besonders warme Trockenkassen, in die die aufeinander geleimten Bretter gelegt werden; denn die Verleimung der Bretter ist von höchster Wichtigkeit. Hat doch die Erfahrung gezeigt, daß eine auf



Der Eisenrahmen des Klaviers.

einander gelegte Schicht verschiedener Holzstärken, zumal wenn sie in den Fasern verschieden an einander gelegt werden, härter und widerstandsfähiger ist, als massives Holz. Außerdem wird so, zumal wenn die Hölzer verschieden sind, eine höhere Tönfähigkeit erzeugt. Güte des Materials ist auch beim Leim eine wichtige Vorbedingung. Da der dafür angelegte Posten jährlich 40 000 Mark ausmacht, kann man sich eine Vorstellung von dem Leimmeer machen, das hier gebraucht wird. Die Noterpulte und gedrehten Füße werden natürlich von besonderen Drechslern und Holzschneidern ausgeführt.

Die Fabrikation von Flügeln und Pianos ist getrennt und auch grundverschieden. Beim Flügel wird zuerst der Kasten errichtet, in den dann der Kern hineingebaut wird. Beim Pianino dagegen wird der eigentliche Instrumentalkörper auf einem besonderen Balkengefüge, der sogenannten Raste, aufgebaut. Der eigentliche Kasten, den wir beim geschlossenen Klavier allein sehen, wird erst nachträglich um das bereits fertige Instrument herum geleimt. So ist dieser Kasten beim Pianino eigentlich nur ein Kleid, das gleichzeitig zu Schmuck und Schutz dient, während der Kasten des Flügels einen wesentlichen Bestandteil des Instrumentes ausmacht, zu dem nur Füße und Deckel als mehr äußerliche Fülle hinzukommen. Auch in diesem Verhältnis liegt ein Grund für den höheren Wert des Flügels. Immerhin ist es verkehrt, beim Pianino die Hülle als durchaus bedeutungslos für den instrumentalen Wert zu betrachten; denn die Güte des Tones beruht wesentlich auf dem genauen Einhalten ganz bestimmter Verhältnisse.

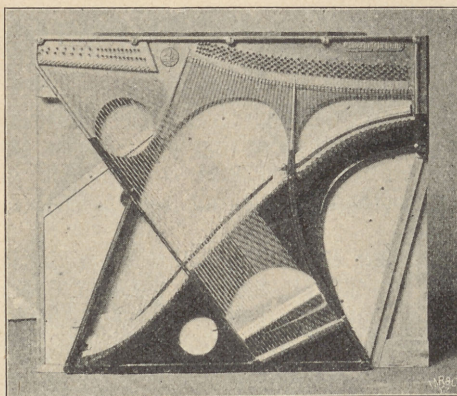
Während die Raste des Pianinos ein Gefüge von massiven Holzbalken ist, so besteht der Flügelkasten aus zwölf bis zwanzig auf einander gepreßten Holzstärken. In diesen Kästen, bezw. auf die Raste, wird dann der Resonanzboden eingeleimt. Vermöge mehrerer Rippen liegt diese „Seele des Instrumentes“ hohl. Diesem für den Ton wichtigsten Bestandteil des Instrumentes wird natürlich die größte Sorgfalt zugewendet. Es wird aus den vollkommensten Herzegowiner Fichtenholzbrettern zusam-

mengeleimt und durch die große Hobelmaschine mit peinlichster Sorgfalt geglättet. Auf dem Resonanzboden befindet sich der Steg, ein schmaler Holzstreifen, in den kleine Stifte eingeschlagen sind, wodurch der klingende Teil der Saiten vom übrigen getrennt und so die für die jeweilige Tonhöhe erforderliche Saitenlänge, die Mensur, erreicht wird.

Darüber kommt nun der Eisenrahmen, der so aufsteigen muß, daß er den Resonanzboden nirgends behindert. Durch die großen Schalllöcher kann der Ton frei hinausströmen. Der Eisenrahmen hat den ungeheuren Druck der Saiten auszuhalten. Diese hängen mit ihrem hinteren Ende an den in den Rahmen selbst eingeschlagenen Eisenstiften. Die Wirbel, an denen die vorderen Enden eingehängt sind und durch deren Drehen die Saiten angezogen und auf die richtige Tonhöhe gebracht werden, sind ja allerdings am hölzernen Stimmsteg befestigt. Aber auch dieser hat selbst wieder seinen Halt durch den Eisenrahmen, in dem ein abgepaßter Streifen für ihn frei geblieben ist. Sind nun die Saiten aufgezogen, so ist das Instrument im Rohbau fertig.

Allerdings nur im Rohbau. Es muß noch durch viele Hände gehen, bevor es endgültig fertig ist. Gleich mit dem

Auffspannen beginnt das Stimmen der Saiten. Wenn man sieht, wie hier von harten Arbeiterhäuten auf den Saiten herumgetrommelt wird, so begreift man es, daß es heute auch dem stolzesten Handgelenkhelden nicht mehr gelingen will,



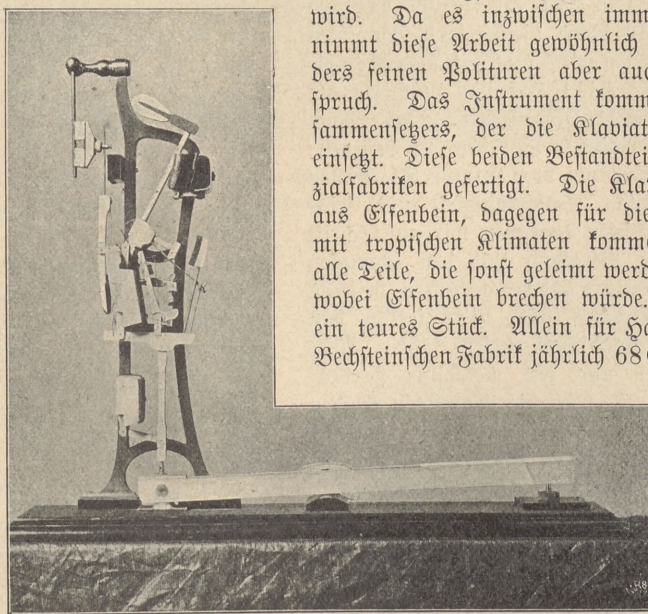
Bespannte Klavierraste.

Saiten zu zer—spielen. Nun kommen der Abputzer und Polierer an die Reihe. Die Arbeit des ersteren erklärt sich aus dem Wort. Vom Umfang der Tätigkeit des letzteren macht man sich aber nur schwerlich einen Begriff. Da muß das Holz erst mit Paraffin gestrichen, dann geschliffen werden, bevor es wenigstens zehnmal mit Schellackpolitur bearbeitet wird. Da es inzwischen immer wieder trocknen muß, so nimmt diese Arbeit gewöhnlich etwa vier Wochen, bei besonders feinen Polituren aber auch ebensoviel Monate in Anspruch. Das Instrument kommt nun in die Hände des Zusammensetzers, der die Klaviaturen und Hammermechaniken einsetzt. Diese beiden Bestandteile werden durchweg von Spezialfabriken gefertigt. Die Klaviaturen sind im allgemeinen aus Elfenbein, dagegen für die Instrumente, die in Länder mit tropischen Klimaten kommen, aus Celluloid, weil hier alle Teile, die sonst geleimt werden, geschraubt werden müssen, wobei Elfenbein brechen würde. Die Hammermechaniken sind ein teures Stück. Allein für Hammerköpfe zeigt der Etat der Bechsteinschen Fabrik jährlich 68 000 Mark. Nun ist der Augen-

blick gekommen, wo das Instrument auch im Äußeren fertig wird. Dem Klavier werden die Bretter des Kastens umgeleimt, dem Flügel Füße und Deckel angefügt.

Immerhin wandert auch jetzt noch das Instrument durch fünf Werkstätten, bevor es in die

Riste kommt. Erst waltet der Fertigpolierer seines Amtes, dann unterzieht der Ausarbeiter alles einer nochmaligen, peinlichen Durchsicht, säubert Hammerköpfe und Stiele, stellt

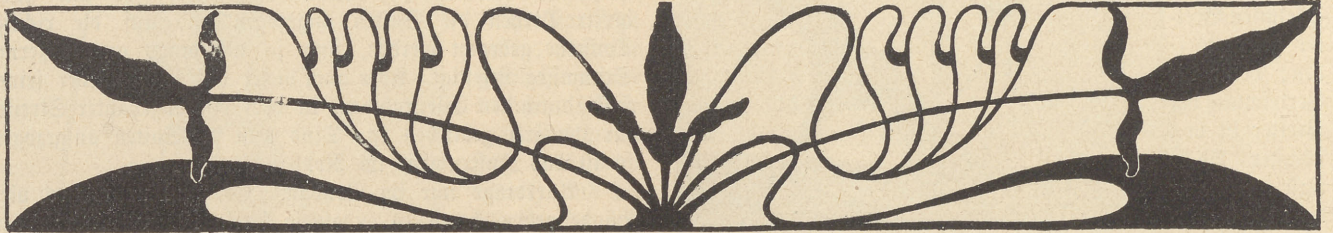


Hammermechanik eines Bechsteinschen Klaviers.

die Tasten in ebenmäßige Höhe ein u. Der Reinstimmer gibt dann dem während der Arbeit fortwährend neugestimmten Instrument die endgültige Stimmung. In der nächsten Werkstatt wird vor allem auf alles das geachtet, was etwa stören könnte. Unter klappernde Tasten werden Filze gelegt, unter Deckelschlüsse Gummipropsen angebracht, jede Ungleichmäßigkeit in den Schattierungen der Politur wird beseitigt. Dann folgt die mühselige Arbeit des Egalisierers, dem die Intonation des Instrumentes obliegt. Die Töne müssen eben nicht nur rein, sondern auch in der Stärke gleichmäßig sein, alle Tasten sollen gleichmäßig ansprechen, die Hammerköpfe

ebenmäßig anschlagen. Erst wenn das alles erreicht ist, ist das Klavier fertig. Für jene Instrumente, die nach Ländern mit tropischem Klima ausgeführt werden, wie für die in ihrem äußeren Kleide besonders wertvollen Stücke, ist das Verfahren noch weit umständlicher. Bei den ersteren bedeutet vor allem das Anschrauben sämtlicher Teile eine mühselige und zeitraubende Arbeit!

Unsere Wanderung ist zu Ende. Möge jeder aus ihr den Eindruck gewonnen haben, daß jedes Klavier an sich schon ein Kunstwerk ist. Möge er daraus sich die Mahnung schöpfen, es nur zu wirklich künstlerischen Zwecken zu benutzen.



Auf Eckehards Spuren.

Von Fr. Eglé.

Es bedarf keiner langen Erläuterung, wenn ich meine Leser zur Ebenalp führen will. Sie liegt am Südennde des lieblichen Appenzellerländchens und bildet eine Vorstufe zu den Bergaltären des massigen Sentis und des ehrwürdigen Altmanns.

Aus der gewerbereichen Stadt St. Gallen, wo einst die Mönche des heiligen Benedikt die berühmte Pflanzstätte der Wissenschaft inne hatten, führt der Weg durch die Steinachschlucht hinauf, an der ehemaligen Wiboradzelle vorbei ins freie Bergland.

Frei ist es jetzt, doch war es nicht immer so. Die erste Besiedlung des Ländchens geschah vom Kloster aus. Das beweist der Name „Abtzzelle“. Glücklich und fröhlich entwickelten sich die Bewohner unter dem milden und mächtigen Schutz des Klosters. Aber es kam eine schlimmere Zeit. Verschiedene Äbte waren Gewaltherren geworden und setzten Bögte über die freien Hirten. Als das Joch unerträglich geworden, griffen die Appenzeller zu den Waffen, und nach dem Muster der Urschweizer und mit ihrer Hilfe befreiten sie sich von ihren Unterdrückern durch die blutigen Schlachten von Bögelsäck und von Stooß, wo selbst die Weiber am Kampfe teilnahmen. Schon im Jahre 1411 trat das Ländchen als selbständiger „Ort“ dem Bunde der acht alten Orte bei. Noch manchen Strauß hatte das originale Völkchen zu bestehen; aber es behielt, trotzdem es ringsum vom Kanton St. Gallen eingeschlossen ist, seine politische Selbständigkeit und seine Charaktereigentümlichkeiten. Diesen begegnen wir auf Schritt und Tritt in dem lieblichen Bergland mit den schmucken Dörfern, den grünen Sammetmatten und den geweckten, heiteren Menschen. Häuser, Gärten, Blumen, alles ist so zierlich, daß man sich in eine Art Puppenlandschaft veretzt fühlt. Aber die Leute, das stattliche Vieh und das melodische Herdengekläute, die kräftige Bergluft, die über die baumlosen Weiden weht, überzeugen uns, daß wir zu Bergen ziehen, wie der Alpler sagt. Nach abwechslungsreicher Wanderung zeigt sich endlich der Flecken Appenzell, Hauptort von Innerrhoden.

Die Ortschaft liegt in einer Thalmulde, umlagert von den Vorbergen Ramor und Hohenkasten einerseits und von den Ausläufern des Sentis, den Abhängen der Ebenalp andererseits.

Wie unzweifelhaft der Gesichtsausdruck des Menschen auf seinen Charakter schließen läßt, so zeigt auch die Ortsphysiognomie den Volkscharakter.

Der Orts- und Volkscharakter des Appenzeller Landes läßt sich vielleicht mit einem vielbezeichnenden Wort kennzeichnen.

Er zeigt überall Aufgeräumtheit, wörtlich und bildlich genommen.

Aufgeräumt sind die Matten, die Straßen, die reinlichen Häuser, die Ställe, alles. Wer gar an einem Festtag die Leute aus der Kirche kommen sieht, der wird meinem Urteil rückhaltlos beipflichten.

Da sind junge und alte Männer, viele in malerischem Kostüm: Schnallenschuhe, Kniehose, weiße Strümpfe, weißes Hemd und scharlachrote Weste und wenn's hoch hergeht darüber eine hellgelbe, kurze Figarojacke. Über der Brust glänzt auf einem Lederbande eine „Sente“, das ist eine Schar Kühe aus Messingplättchen geschnitten. Auf kurz geschornem Haar sitzt ein Lederkäppchen, und im Munde baumelt die unvermeidliche Pfeife. Sie verleiht dem pfliffigen Gesichte einen gewissen, komischen Ernst, der großen Beweglichkeit ihres Besitzers eine Art Behäbigkeit. Und an den jungen und alten Burschen auf dem Kirchenplatze, die mit ihren witzigen Bemerkungen jeden verfolgen, huschen die flinken „Zischgeli“, „Fränzeli“ und „Annamareli“ vorüber und schießen auch wohl einen Gegenpfeil ab, wenn der Schuß sie getroffen hat, denn schlagfertig und witzig sind sie fast alle. Und zierlich sind sie auch in ihren braunen, so regelrecht gefalteten Röcken, den bunten Miedern mit den kurzärmeligen Hemden, dem Silberpfeil im gewellten Haar. Ihre Zierlichkeit, vielleicht auch der nach vorn geneigte Kopf, rührt von ihrer Beschäftigung her. Die meisten jungen, sogar noch ältere Frauen sind Stickerinnen, die mit geschickten Händen wahre Kunstwerke hervorbringen. Fast ihr ganzes Leben bringen sie am Stickerahmen zu und erwerben kaum den nötigen Lebensunterhalt. Trotz des ärmlichen Auskommens sind sie aber doch vergnügt. Zu Sonnenschein, würziger Luft, zu Kaffee und etwas Butterbrot hat ihnen die Vorsehung ein heiteres Gemüt, ein frohes Herz und ein gutes Quantum Witz gegeben. Der Appenzeller liebt den Witz, und wer keinen zu machen versteht, gilt als dumm und hochmütig. Die Geschichte des Landes weist sogar ein Beispiel auf, daß ein Wirt seines Witzes wegen zum Landammann gewählt wurde.

Der Flecken selbst macht einen recht behäbigen Eindruck mit einigen stattlichen alten und schmucken neuen Gebäuden, zu denen auch das Schulhaus gehört. Ich konnte mir nicht versagen, die Schule zu besuchen und die frischen Buben und Mädels, barhäuptig und barfüßig, in der Pause sich tummeln zu sehen. Zu diesen „Barfüßeli“ gehören aber nicht nur arme Kinder, auch die reichen erfreuen sich dieser Fußfreiheit. Pfarrer Kneipp müßte seine Freude daran gehabt haben.

Die Verweichlichung ist noch nicht in Appenzell eingedrungen, vielleicht deshalb soviel Geistesfrische. Das Schulhaus ist auf dem Landsgemeindeplatz, wo alle zwei Jahre die Bürger sich versammeln, um unter Gottes freiem Himmel die hohe Obrigkeit, den Landammann und den Landesfackelmeister zu wählen, wie die „Altvordern es gethan“. —

Am Nachmittag ging's auf die Ebenalp. Eine halbe Stunde weit ist die Straße eben, dann beginnt die Steigung. Ein schmaler Pfad führt aufwärts, bis wir unversehens an einer hohen, überhängenden Felswand stehen. Daran klebt gleichsam das kleine Wirtshaus „Zum Äscher“, dem Scheffel einen poetischen Nachruf gewidmet hat.

Wenige Schritte von dem Häuschen, das sich, wie Schutzsuchend, an die Felswand schmiegt, entdecken wir eine an den Felsen schräg aufsteigende Bretterbrücke mit Geländer. Da geht's nun in die Höhe, bis wir an einem Holztürmchen an-

ein Knüsperrhäuschen — aus Hänsel und Gretel. Daß leibhaftige Menschen darin wohnen, kann man sich auf den ersten Blick gar nicht denken. Und doch kommt ein anmutiges Franzseppeli heraus und fragt uns, ob wir auf die Ebenalp wollen, oder ob wir ein „Gläslä Wie“ oder ein „Kacheli Kaffee“ nehmen. Gerne nahmen wir im Miniaturstübchen des Miniaturhäuschens eine Erfrischung ein. Dann erschien im Miniaturthürchen der Seppatö, ein barfüßiger, blondlockiger Cherub mit der Fackel in der Hand (beinahe ein Modell für Fra Angelico) und bedeutete uns, ihm zu folgen. Hätte er, anstatt der kurzen Lederhöschen, eine bei Engeln und Genien übliche Gewandung getragen, wer weiß, ob wir nicht gedacht, er führe uns ins Elysium. Also vorwärts — über den Tanzplatz. — Der ganze Vorderraum der Höhle ist nämlich mit einem Bretterboden belegt, und da huldigt der Appenzeller, ein leidenschaftlicher Tänzer, dem Vergnügen,



Abendfrieden. Nach dem Gemälde von W. Knüpper.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

gelangt sind, von wo die Brücke wagrecht weiterführt. In einigen Schritten befinden wir uns beim „Wildkirchli“, mit anderen Worten, bei einer Höhle, in der frommer Sinn einen kleinen Altar und einige Betstühle angebracht hat. Und es findet sich auch das Glöcklein im Türmchen genau wie damals, als Bruder Ekkehard, weltflüchtig, hier oben sein Gemüt geheilt hat von Virgil, Hadwig und anderen Eindrücker der bösen Welt.

Ich habe den herrlichen Dom von Köln gesehen, die reiche Kirche von Notre Dame in Paris, habe die Paulskirche von London durchwandert und die Peterskirche in Rom angestaunt; aber so stimmungsvoll, trotz aller Kunst und Großartigkeit ist keine, wie diese schmucklose Naturkirche, ob Sonnenschein hineinlacht oder ein Gewitter um die Felsen tobt.

Einige Schritte von dieser Stelle entfernt öffnet sich wieder ein Felsenthor. Und in der Vertiefung sitzt, genau wie ein geschneitztes Schweizerhäuschen in einer Holzschachtel,

wenn er vorher fromm die Messe angehört, die ein Geistlicher des Thales dargebracht hat. Ein Einsiedler, wie in früherer Zeit, haust schon lange nicht mehr da oben, weil die Welt, die er fliehen möchte, zu ihm hinaufsteigt.

Jetzt kommandiert der Cherub „Bückt Euch!“ die Felswand senkt sich und läßt nur einen niederen Eingang in den Felsendom offen, durch den ein ziemlich steiler Pfad in die Höhe führt. Kaum wagen wir in der finsternen Halle zu atmen, wo der rote Fackelschein flackernde Lichter auf die näheren Partien wirft, während die weiter entfernten, kullissenartigen im Dunkel liegen und nur zufällig von einem Strahl gestreift werden. Lautlos gingen wir vorwärts; nur unsere Schritte hallten wieder und verursachten in den zerklüfteten Kalkwänden eine Art Flüsterton, die ein ängstliches Gemüt leicht hätte mit Geistern in Zusammenhang bringen können, zumal der Volksglaube allerlei Spuk in diese Höhle versetzt. Aber wir hörten ja zu den Aufgeklärten und gruselten uns nur im Stillen ein bißchen, als wahrscheinlich

ein Käuzchen, durch das Licht erschreckt, zu fauchen begann und mit heiserem Geflatter an den Falten des Felsens herumflatterte. Recht froh waren wir aber doch, trotz des unheimlich schönen Eindrucks, als ein glänzender Stern vor uns auftauchte und unser Cherub sagte: „Das ist der Ausgang.“

Noch eine kurze Kletterei und wir sind im Freien an einem jähen Abgrund und noch einige Duzend Schritte, dann stehen wir auf dem Sammetteppich der herrlichen Ebenalp, umgeben vom goldenen Abendlicht, von Alpenluft und Bergherrlichkeit, und es erfasst uns so ein wenig Vorgeschnack vom Wandern durch das dunkle Thal des Todes — durch Nacht zum Licht, durch Grabeschatten zum Berge der Verklärung.

Nach zwanzig Minuten Steigens sind wir angelangt bei der „Annamarei“, im frohmütigen kleinen Berghaus mit blühblanken Fenstern und dem nie fehlenden Tanzboden vor dem Haus. Man weist uns reizende Zimmerchen mit schnee-weißen Betten an, wo wir für einige Tage Rast zu halten gedenken. Und diese Tage reihen sich wie eine Perlenkette schöner Erinnerungen an einander; denn sie boten einen Einblick in die große, stille Bergwelt und in das kleine, bald tragische, bald komische Menschenleben.

Unsere Hausgenossen waren die Annamarei, eine junge Wittib, mit ihrem kleinen Töchterchen. Ihr Mann war vor zwei Jahren auf dem Sentis am blauen Schnee „erfallen“, wie sie sagte. Dazu gehörte der schon erwähnte Geißbub und ein anderer Hirt „s Hansjaköblistbüsbueh“, wie er uns vorgestellt wurde. Im Geißbub und in der kleinen Annamarei erkannten wir bald den Audifax und die Hadomut. Zur Familie gerechnet wurden auch ein Duzend milchweißer Ziegen. Eine besonders leichtfüßige, die oft mit einem Satz auf den Tisch sprang, nannten wir Praxedis, eine ewig meckernde hieß Wiborad; selbst die lange Friderun und der wortlose Rappan waren unter ihnen vertreten. Zur Meßzeit fand sich die außerwählte Gesellschaft regelmäßig auf dem Tanzboden ein, um von uns irgend einen Leckerbissen, oder etwas „Geleck“ zu erobern. Auch stattliche Kühe und Gustin-Kälbchen fehlten nicht, die mit uns sehr intim verkehrten. Warum auch nicht? Auf der Alp kennt man noch nicht all die gesellschaftlichen Schranken, und die junge Ziege, die eines schönen Tages meinen Ekkehard halb und meine Notizblätter ganz auffraß, gab weder zur Einführung, noch zum Abschied ihre Visittarte ab, sonst hätte ich die Mißethäterin wegen Beschädigung und Verkürzung litterarischen Eigentums beim Landesgerichte verklagt.

Wir sollten noch andere Erfahrungen machen, daß das Viehzeug da oben wohl recht forschungslustig war, aber zwischen dem gesellschaftlichen Mein und Dein nicht so recht unterscheiden kann.

Kam da eines Tages ein gelehrter deutscher Professor den Berg hinauf geklückt und verlangte von der Wirtin ein Zimmer.

Nach kurzer Zeit verließ der wissensdurstige Mann das Gemach mit einem Paketchen unter dem Arm. Er wollte seltene Alpenpflanzen suchen, sagte er beim Weggehen. Am Nachmittage saßen wir in der offenen Halle des Tanzplatzes beim dufenden Kaffee, als die Annamarei mit einem Schreckensruf hereinstürzte: „Mein Gusti! Mein Gusti! Zu Hilfe!“

Wir eilten ihr nach, hinter die obere Hütte. Welch ein Anblick! Da steht bei einem Steinhäufen ein Kind, das verzweifelte Würgebewegungen macht, um einen etwas derben Bissen los zu werden. Wie die gelähmten Fühlhörner eines Tintenfisches hängen aus seinem Maul zwei weiße Hemdärmel. Umsonst sucht die Wirtin das irgeleitete Kleidungsstück aus dem Schlund des Tieres zu ziehen; bei jedem Ruck trottet das gequälte Vieh seiner Herrin nach. Da konnte nur eine Radikaloperation helfen. Wie ein Blitz kommt ihr der rechte Gedanke. Plötzlich erfasst sie das Tier beim Schwanz und kommandiert wie ein Feldherr: „Packen Sie die Ärmel!“ — Tableau! — Jedes von uns steht auf seinem Posten und zieht aus Leibeskraften. —

Wie schade, daß kein Apparat für Momentaufnahme zur Stelle war! Wir hielten Stand, und das Tierchen auch, und so entstieg langsam und feierlich dem Schlund des geängstigten Gustis das professorliche Corpus delicti — in grasgrüner Metamorphose — mit etwelchen unbeabsichtigten Löchern darin. Gewiß hat das Gusti nie mehr solche Gelüste gehabt, denn mit einem entrüsteten „Muh! Muh!“ stürzte es von dannen. Die Annamarei suchte den angerichteten Schaden durch schleuniges Waschen wieder gut zu machen; umsonst. — Die Naturfarbe hielt Stand, der grüne Saft wich und wankte nicht.

Und als der also Geschädigte von seinem Forschergang zurückkehrte, übergab Annamarei ihm das Gewandl mit einer Leichenbittermiene, ihn ihrer Unschuld versichernd. Der gute Herr nahm es als Andenken von der Alp mit heim.

Ob er wohl seinem Auditorium einmal seine Erlebnisse auf der Schweizerreise eingehend geschildert hat? Vielleicht wären ihm die Hörer für eine fröhliche Stunde dankbar gewesen, und er hätte die naturwissenschaftliche Lehre daraus entwickeln können: „Setze auf der Alp gewisse zu trocknende Gegenstände nicht auf erraticen Blöcken dem Verdunstungsprozesse aus, damit nicht animalische Komplikationen daraus entstehen!“ —

Die Ebenalp selbst bietet eine herrliche Aussicht auf das wellige Appenzellerländchen, in dem sich die Dörfer wie bunte Blumen auf einem Teppich ausnehmen. Weiter weg schweift das Auge über das St. Galler Gebiet zum Spiegel des Bodensees, und an recht klaren Tagen winken herüber der poesieumwobene Hohentwiel und der Randen und sogar der Feldberg im Schwarzwald. Wie oft mag Ekkehard, sehnsuchtskrank, hinausgepäht haben in die duftige Ferne, bis sein Gemüt wieder erstarbt und sein Geist wieder schwungkräftig geworden war. Nach Westen scheint die Hochebene abgeschlossen durch die Umrisse des Rigi und des zackigen Pilatus. Nach Süd und Südost ist die Aussicht beschränkt durch die Ausläufer des Altmanns. Aber der Blick wird gleichsam hinuntergezogen in den schwindelnden Abgrund, wo einige hundert Meter tiefe, senkrechte Felswände sich vor ihm aufthun und von wo her an sonnigen Tagen der Seealpssee heraufblitzt wie ein Spiegel, in dem sich die Bergmajestäten beschauen. Ob wir in den Alpenrosen liegen und träumen, von bunten Schmetterlingen umgaukelt, ob wir am gähnenden Abgrund stehen oder den Blick hinausenden zum Schwäbischen Meer mit den „Hegauer Nasen“ am unteren Ende, oder ob wir den Wolkengipfel des Sentis anstauen, überall finden wir Ekkehards Spuren, wie der geniale Scheffel ihn uns vor die Seele geführt hat.

Von der Plattform der Alp aus führt ein schwindelnder Pfad zum Seealpssee und von dort zur Meglisalp und zum Sentis. Ein anderer führt am „Schäfler“ und am „Dhrli“ vorbei ebenfalls auf die Sentispitze. Der Schäfler war uns des Blumenreichtums wegen angepriesen worden. Deshalb machten wir uns in der Morgenfrühe auf, seine Spitze zu erklimmen. Er hat die Form eines Zuckerhutes, sein Gipfel bietet nicht mehr Raum als ein runder Tisch; aber saftigere Weiden und einen schöneren Blumenflor habe ich nie gesehen. An seiner Seite reckt sich das Dhrli in die Höh, ein ganz kahler, unzugänglicher Fels. Ich bin schon manchem Langohr begegnet, aber so imponiert hat mir noch keines. Wenn dieses Dhrli all das erzählen könnte, was es vernommen, welch wunderbare Vorgänge wüßte es zu berichten seit den Tagen, als das Urmeer es umrauscht und Millionen kleiner Muscheln als winzige Erdbaumeister es selbst und andere Felskameraden ins Dasein riefen, bis dahin, wo es als lustige Bergspitze über die Lande schaut, scheinbar unveränderlich, während die ewig wechselnde Menschheit an seinem Fuße vorüberhuscht.

Beim Abstieg hörten wir plötzlich ein dumpfes Gebrüll, und daher raste ein Stier, gefolgt von einer Schar Kühe, alle mit weitgeöffneten Rüstern, erhobenen Schweifen, blindlings vorwärts stürzend. Der Boden dröhnte unter ihren Tritten. Die nacheilenden Hirten sagten uns, das unerklär-

liche Davonraufen der Tiere komme leider oft vor. Sie suchten es mit dem „Föhn“ in Zusammenhang zu bringen. Ein alter Hirte aber war anderer Ansicht; er dürfe aber nicht darüber sprechen. Wie ich aus seiner geheimnisvollen Miene sehen konnte, war der Berggeist oder der altherwürdige Pan noch nicht aus der Welt verschwunden.

Schon brauste nachmittags der Föhn um die Berggipfel und warf Wolkenbälle über die Kämme. Aus dem Seealpssee stieg „irrendes Nebelgezücht“, und um die Hütten piffen heulende Windstöße, als die Wirtin wieder um Hilfe rief. Ein Gusti sei erfallen beim „håle Bett“ (schlüpfriges Bett), einer Rinne in der Felswand. Ohne Säumen eilte ich mit der besorgten Frau in die Dämmerung hinaus. Wir kletterten den steilen Abhang hinunter, gewahrten aber nichts von dem Tier. Selbst der behende Geißbub, der kurzweils hinunterlutschte, entdeckte nichts. Inzwischen war die Nacht herein gebrochen. Durch die Felsrinne hinauf geht's nicht zurück; also der Wand entlang zum Wildkirchli! — Kaum unter schützendem Dach angelangt, ging draußen der Tanz los. Blitz auf Blitz erleuchtete mit fahlem Schein die geisterhaften Abgründe, und um die Felsen und durch die Schluchten dröhnte und rollte der Donner wie Orgellaut. Trotz der großartigen Natursymphonie erinnerte ich mich plötzlich, daß meine Freundin nicht wissen konnte, was aus mir geworden. Aber niemand wollte in diesem Moment mit mir die Rückfahrt antreten. Endlich erbot sich mein großmütiger Cherub, mich durch die Höhle zu geleiten, der einzige Weg, der bei diesem Aufruhr der Elemente zu benutzen war.

Wieder stand er mit geschwungener Fackel bereit, und wir schlüpfen durch das enge Felsenthor.

Nicht hundert Schritte weit waren wir gegangen, als aus unbekannter Ursache die Fackel auslöschte, der Bub einen Schrei ausstieß und stöhnte: „Jesus Maria, ich habe keine Streichhölzer! — Wir können nicht vorwärts und nicht rückwärts, weil zu beiden Seiten tiefe Löcher sind,“ sagte ratlos mein Geleiter, und seine zitternde Stimme verriet, daß der Glaube an Geisterpuk seine Furcht erhöhte. Gerade beneidenswert war der Moment nicht. Aber Not lehrt ja nicht nur beten; sie macht auch ersinderisch.

„Mit den Füßen kannst Du den Weg nicht finden, die Augen nützen uns in dieser Finsternis nichts, würdest Du es versuchen, uns mit den Händen auf dem richtigen Weg zu halten?“ fragte ich zögernd. „Gewiß,“ antwortete er aufschreiend, als im selben Augenblicke ein Donnerschlag die ganze Höhle erdröhnen machte und der Widerhall sich wie ein Richern und Stöhnen in den Felsenritzen verlor.

Nach längeren Auseinandersetzungen zog ich endlich mein Taschentuch hervor, eine Schnur war auch nicht in unserem

Besitze, band es ihm an seinen Gürtel und nun ließ sich das treuherzige Bürschen auf die Vorderpfötchen nieder und kroch, sorgfältig tastend, langsam vorwärts. Ich folgte, krampfhaft das Taschentuch als Zügel haltend, vorsichtig nach.

Die Eulen mögen wohl gefichert haben über das sonderbare Gespann, wenn sie mit ihren blitzenden Nachtaugen uns beobachten konnten. Wie lange diese etwas ungewöhnliche Vor- und Aufwärtsbewegung gedauert hat, weiß ich nicht. In solchen Lagen ist es wohl gestattet, den Maßstab von Raum und Zeit zu verlieren. Aber mein kriechender Cherub war ein tapferes und ausdauerndes Bürschen. Endlich erleuchtete ein barmherziger Blitzstrahl die Ausgangspforte unseres Kerfers, der auch unser Grab hätte werden können.

Noch kurze Zeit, und wir standen wieder aufrecht unterm freien Himmelsdom; aber auch hier umgeben von rabenschwarzer Gewitternacht. Mein nun ganz selbstbewußter Führer erklärte mir aber vor dem Weitersteigen kurz und bündig: „Du darfst nicht zu viel nach links gehen, sonst stürzen wir über die hohe Felswand, und Du darfst nicht zu viel nach rechts gehen, sonst fällst Du ins Gletscherloch.“ — Heitere Aussicht! Was ist aber rechts und links in stürmischer Gewitternacht auf schlüpfriger Grashalde, umtoßt vom Bergsturm? — Ein greller Blitzstrahl leuchtet uns von Zeit zu Zeit und zeigt uns auch plötzlich, daß wir nicht zwei Meter weit vom Abgrund entfernt sind.

Alles hat jedoch in diesem Leben ein Ende, auch so eine improvisierte Nachtfahrt. Auf einmal entdeckte der tapfere Bub das Licht in der Alphütte, so daß wir die Richtung nicht mehr verlieren konnten. In der Geisterstunde traten wir ein, triefend naß, von einer ganz zierlichen Gardinenpredigt empfangen. Ziemlich ermüdet legten wir uns aufs Ohr und überließen es dem Sturm, sich nach Herzenslust auszutoben und unser krachendes Schindeldach zu zerzausen, bis am Morgen der lachende Sonnenschein das weinende Antlitz der Mutter Erde wieder in ein fröhliches verwandelte.

Dem Bergfreund und Bergbewunderer, dem Stadtluftfranken und Sorgenmüden, der bei meinen geliebten Bergen Erholung suchte und fand, dem widme ich zum Schlusse meiner Bergfahrt meinen — Bergwunsch:

„Bergfreiheit — im Denken,
Bergfestigkeit — im Handeln,
Bergkraft — zur Arbeit,
Berglust — zur Stärkung,
Bergeseinigkeit — zur Geistesammlung,
Bergfreude — als Herzenslabung,
Bergfrieden — nach Kampf,
Bergesaussicht — in des Lebens Enge,
Bergeshöhe — im Erfolg
Und einstens frohe Bergfahrt,
Wenn alle irdischen Berge überwunden sind!“

Am Abend.

Abendglocken verhallen,
Letzte Strahlen verglühn.
Dichter die Schatten wallen,
Tiefer dunkelt das Grün.

Rieselnde Quellen leise
Singen die Blumen ein,
Müde zur Schummerweise
Stimmt noch ein Vögelein —

Bin ich der Welt geschieden?
All die Mühsal — so weit!
Nimm mich in Deinen Frieden,
Heilige Einsamkeit!

A. Nicolai.



Familiäntisch. — Sammler-Daheim.

Bu unseren Bildern.

„Kaiser-Manöver!“ Wie das Wort das Herz des alten Soldaten höher schlagen macht und ihm in Stolz und Wehmut die Erinnerungen an die schöne, einstufige Militärzeit wachruft! Denn, wenn die Ehre zu teil geworden, unter den Augen des höchsten Kriegsherrn den Krieg im Frieden mitzumachen, der vergißt diesen Höhepunkt seiner Soldatenzeit wohl für sein Leben lang nicht. Freilich, es ist kein Spaß, solch Manöver, und sieht nicht immer so lustig aus, wie es die Herren Maler auf ihren schönen, gemütlichen Bildern abends aus dem ländlichen Quartier darstellen. Wenig ausgeübt, noch schlaftrunken muß man sich im Morgengrauen eilends marschfertig machen. Hat man im Bivak gelegen, womöglich bei kaltem, feuchtem Wetter, so schüttelt ein Frösteln die zer Schlagenen Glieder, und der warme Morgentau, wenn überhaupt Zeit zu einem solchen ist, wird aus demselben Dornstirgefäß genommen, das eben noch als Waschbecken gedient hat. Und dann geht es los, ein endloses Marschieren, sechs, acht, ja mitunter wohl zehn Stunden, ehe man an den Feind kommt; denn die Schlachten werden ja bekanntlich heutzutage mit den Weinen der Soldaten geschlagen. Das eigentliche Gefecht, der rauchende, schmetternde Schlußafford in der sonst ziemlich eintrübnigen Manövermelodie, ist im Frieden wie im Krieg ein wahres Kinderspiel gegen den Aufmarsch auf den Kampfsplatz. Und oft heißt's auch nachher noch wieder Stundenlang marschieren, ehe man endlich todmüde ins Quartier kommt, das auch nicht immer das Ideal eines braven Soldaten ist, mit seinen ewigen Kartoffeln in Leinöl und harter Strohschütte auf der Erde. Indessen, es ist alles zu ertragen, es kommen auch die Anstöße, wo man die Lichtblicke des Manövers kennen lernt — und hinterher, wenn man all die Strapazen überstanden und vergessen hat, war doch alles schön! Prof. Georg Koch, unser oft bewährter Mitarbeiter, hat auf seinem Manöverbild (S. 11) mit dem scharfen Auge des Kenners und Künstlers zugleich eine bewegte Scene aus dem interessanten Kriegsspiel festgehalten. Im Mittelgrund setzt eine Batterie in lausendem Galopp über die Chaufsee, und im Hintergrund sieht man auf der Anhöhe, rechts von der Telegraphenfänge, neben der gelben Kaiserstandarte den höchsten Kriegsherrn mit seiner Suite hoch zu Ross halten.

An anderen Bildern bringen wir (auf S. 13) eine vortrefflich gelungene Liebhaberaufnahme „Im Walde“ und das stimmungsvolle Knüppersche Gemälde „Abendfrieden“ (S. 21), das da zeigt, wie in der Seele der einsamen Mönche all die finsternen Zweifel und Qualen sich in der stillen, erhabenen Harmonie der abendlichen Natur in einen milden, süß-schweremütigen Afford auflösen.

Unsere Kunstbeilage bringt die Reproduktion des Gemäldes „Im vollen Sonnenschein“ von dem in Rom lebenden namhaften Maler Josef Venkure. Die Sonnenglut eines südlichen Mittags brüht über dem stillen Gehöft, und nur aus dem Stalle winkt erquickender Schatten.

Puppensammlungen.

Am einen der großen Gewächshäuser am Cours la Reine, welche einzig von der Weltausstellung übrig geblieben sind, liegt man jetzt, weißlich sichtbar, in roter Schrift auf weißen Schildern „Artis et Méliers féminins“. Unter den zahlreichen Gemälden, Stichen, Sculpturen, Schnitzereien, den kunstvollen Nadel- und Webarbeiten fällt eine Sammlung von Puppen auf, welche die Pariser Trachten des neunzehnten Jahrhunderts bis zum corset droit des letzten Jahres vor Augen führen. Die Sammlung ist „figurines de Paris“ bezeichnet und entzieht sich von kulturgeschichtlichem und künstlerischem Interesse. Denn nicht nur die Kleidung ist genau beobachtet, die Puppenkünstlerin hat es auch verstanden, die charakteristische Haltung der einzelnen Typen scharf wiederzugeben. Neben der „mondaine“ steht der „trotin“, man sieht die arbeitende Pariserin jeder Art, die Fußmaderin

so gut wie die Kaffeeverkäuferin, die Straßenhüterin und die Konfektionseuse. Die Sammlung wird sicher ihren Höhepunkt in einem Trachten- oder Gewerbe-Museum finden, und spätere Zeiten werden sich des glücklichen Einfalles und des künstlerischen Geschickes der Verfertigerin freuen. — Puppen aus früheren Zeiten sind sehr selten, nicht nur die des Altertums und des Mittelalters, auch Kostümpuppen neuerer Zeit. Am alten Griechenland gab es Puppenfabriken; geschickte Ritterfrauen werden ihren Kleinen sicher aus Berg und Lappen Pagen und Mädchen in der Tracht der Zeit gefertigt haben, aber Kinderhände lieben das Zerstörungswerk, und in einem Unfall von Langerweile oder Zorn wird der gebätschelte Hampelmann unarmherzig zerstört. Daher die Seltenheit alter Puppen. — In der letzten großen Puppenausstellung in Venedig waren sie nur spärlich vertreten, und auch das „Germanische Museum“ besitzt nicht viele. In „Alten Lande“ bei Hamburg war es früher bei Hochzeiten Sitte, eine große Puppe in Landestracht, mit allem Silberschmuck versehen, die eigenartige Brautkrone auf dem Kopfe, auf den Tisch zu stellen, solche Kostümpuppen, welche die Tracht bis in die kleinsten Details hinein kopieren, sind jetzt kaum noch aufzutreiben, trotzdem sie nicht zum Kinderpielzeug dienen; sie werden hoch bezahlt, nur wenige Sammlungen können sich des Besizes eines guten Exemplars rühmen. — Beachtet man ferner, daß unsere nivellierende Zeit mit wenigem so reich aufträumt, wie mit eigenartigen Landestrachten, daß die großen Fabriken ihre uniformen Erzeugnisse bis in die entferntesten Gebirgswinkel senden, dann wird es klar, daß geschickte Frauen nicht nur eine anregende Arbeit haben, wenn sie aus flüchtigen Kostümpuppen schaffen, sondern daß sie der Kostümkunde und der Kulturgeschichte einen wesentlichen Dienst leisten. Ich möchte z. B. wissen, ob im Budeburger Schlosse oder in jenem Sammelsorium, welches sich Budeburger Museum nennt, vollständige Budeburger Bauernanzüge vorhanden sind. Ich glaube es nicht, und ähnlich geht es in anderen Landestheilen. — Da können geschickte Frauenhände den Trachtenbüchern späterer Zeiten vorarbeiten. Wo man sich noch nach alter Art kleidet, da sind die Vorbilder unmittelbar gegeben, wo die Tracht im Aussterben begriffen ist, oder schon ausgestorben ist, müssen die Arbeitertruppen der Bauern und

ward das Dach gerichtet und am 19. Oktober 1762 wurde das neue Gotteshaus feierlich eingeweiht. Alles das erfahren wir aus Medaillen. Der Turm wurde im Frühjahr 1777 begonnen und am 31. Oktober 1786 eingeweiht. — Die gewaltige Höhe desselben, er mißt 130 Meter, begreift man erst, wenn man die Wendeltreppe erklimmen hat und den inneren Hohlraum herabblüht. Hier wurde zuerst der berühmte Versuch von der östlichen Abweidung der Falllinie gemacht, welcher die Achsendrehung der Erde beweist. Eine schöne Medaille besiegelt im Jahre 1863 die hundertjährige Jubelfeier des Wiederaufbaues und ehrt den Erbauer, den Architekten Sinnin.

Auch St. Peter fiel dem großen Brande von 1842 zum Opfer, wie eine Medaille lehrt, und eine zweite zeigt, daß schon 1849 das neue Gotteshaus eingeweiht werden konnte.

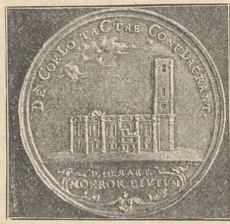
Die Dreieinigkeitskirche zu St. Georg wurde am 24. September 1743 dem öffentlichen Gottesdienste übergeben. — In memoriam inaugurationis novi templi“ prägte man eine Medaille. Der Grundstein zur kleinen Michaeliskirche wurde 1751 gelegt, vollendet wurde sie 1755. „Siehe da, eine Hütte Gottes“ sagt die Medaille.

Weiterhin kennen wir Denkmünzen auf die Deutsch-Reformierte und auf die Mennonitenkirche, leider hat man versäumt, den uralten, 1106 erbauten Dom in Erz festzuhalten; — er mußte 1805 wegen Baufälleigkeit abgetragen werden. MK

Notizen.

Ein Buch über Straßenbilder, eine kostbare Veröffentlichung in Quart mit vielen Vorkampfbildern in Farben und zahlreichen Textabbildungen, hat der bekannte französische Sammler John Grand-Carteret zusammen mit dem Zeichner Gustav Girana unter dem Titel: „L'Enseigne, son histoire, sa philosophie, ses particularités, les boutiques, les maisons, la rue, la réclame commerciale à Lyon“ in der „Librairie dauphinoise“ in Grenoble erscheinen lassen. Ähnliche, wenn auch nicht so kostbare Veröffentlichungen existieren für Paris; Grand-Carteret hat Lyon, die zweitgrößte Stadt Frankreichs, zum Ort seiner Studien und Beobachtungen gewählt, und die Ausbeute ist reich genug. Alte Wirtshäuser und Firmenschilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert sind reichlich vertreten, es fehlt auch nicht an originellen und witzigen Malereien und Inschriften, hübsche Schnitzereien und Eisenarbeiten werden mitgeteilt, Thorbogen, Heiligengemälden, Brunnen, Brellsteine sind abgebildet. Das alles ist ja ganz nett, und das Durchblättern des Buches macht Vergnügen, hier und da erregt auch ein Ornament oder eine originelle Kunstform tiefere Aufmerksamkeit, auch soll nicht geleugnet werden, daß einiger kulturhistorischer Wert in dem Buche steckt, — lohnt aber der Stoff wirklich den großen Aufwand von Zeit, Mühe und Kapital, der aufgewendet worden ist, ist die Lage eines deutschen Entusiasten berechtigt, der bedauert, daß das deutsche Publikum leider immer noch unaktiviert genug ist, um die Ausgabe für derartige teure Substitutionen zu scheuen! — Ich meine, man kann sein Geld besser anlegen. In vielen der Münchener Bilderbogen steckt mehr kultur- und kunstgeschichtlicher Wert, wie in „L'Enseigne“, wenigstens müßten die „Schilder“ ähnlich billig dem Publikum unterbreitet werden wie die Bilderbogen. Es geht eine Sucht durch die obere Sammelwelt, verhältnismäßige Wichtigkeiten als kulturgeschichtlich hohe Faktoren hinzustellen und kostbar zu edieren, und es ist kein gutes Zeichen für ein Publikum, das derartige Veröffentlichungen lieber kauft als ernste, wissenschaftliche Werke. — In den Straßen deutscher Städte gibt es noch eine Menge alter, schöner und origineller Schilder; das Sammler-Daheim würde für Mitteilung — Beschreibung und womöglich Photographie — dankbar sein und auch seine Leser an der Freude teilnehmen lassen. M. R. m. s.

Ein Quellsbaum ersten Ranges ist nach den Mitteilungen von Professor Emil Laurent zu Gomboull ein in den Kongoländern verbreiteter Verwandter der Brotbäume, der „Sonnenstirnbaum“ (Musanga Smithii). Es ist ein hoher Waldbaum mit großen, aus 95 Nadeln zusammengesetzten Schirmblättern; er gewinnt dadurch ein besonders charakteristisches Aussehen, daß aus dem unteren Teil des Stammes eine Menge von Luftwurzeln hervortreten, die ihn wie Stelzen stützen. Die Bajande-Stämme, welche den großen Wald am Unterlauf des Urwimi bewohnen, benutzen in der quellenarmen Gegend den Sonnenstirnbaum als Lieferant von Trint- und Kochwasser. Sie schneiden die Luftwurzeln an, über Nacht sondert ab dann eine kräftige Wurzel bis 4 Liter Flüssigkeit ab; durch kräftiges Klopfen wird der Wasserabfluß verstärkt. — Man denkt dabei an einen Strauch Guinass, das Vierhorn (Tetracera alnifolia), dessen Stamm gleichfalls trintbräunende Saft absondert, so daß jede Eingeborenenfamilie auf den Weiz mehrerer dieser Wasserträucher hält. MK



Denkmünze auf den Brand der St. Michaeliskirche in Hamburg.

gute Abbildungen aushelfen. — Die bildnerische Thätigkeit braucht sich aber nicht nur auf Landestrachten zu erstrecken, eigenartige Typen gibt es in jeder Großstadt, man denke z. B. an die „Hamburger Köstch“ — und die Mode wechselt so rasch, daß charakteristische Modepuppen stets von Wert bleiben. MK

Die hamburgischen Kirchen in Medaillen.

Wer freunt sich nicht über den prächtigen Anblick, den das alte Hamburg von der Lomhardbrücke oder von der Alster aus bietet, — die belebte Wasserfläche, der mächtige Propäkt des Jungfernstiegs und darüber die hohen, himmelragenden Kirchtürme. Ist doch der gotische Turm der Nikolaikirche mit seinen 144 Metern nur wenig niedriger als der Turm des Kölner Domes. Die alte, 1238 erbaute, 1657 mit neuem Turm versehene Kirche wurde beim großen Brande von 1842 ein Raub der Flammen. Eine Medaille aus dem Jahre 1843 gibt die Ansichten der alten Kirche und der Ruinen (vgl. die Abb. im 36. Jahrg. Nr. 45 S. 24). Sie erstand neu in gotischem Sandsteinbau nach den Entwürfen von Scott; am 24. September 1863 wurde sie eingeweiht, ein Bank-Portugalsöfer meldet das frohe Ereignis mit den Worten Hiobs: „Der Herr verleiht. Der Herr heilet.“ —

Auch die erste Kirche zu St. Michaelis ward ein Opfer der Flammen. Sie war 1649 bis 1661 von Christoph Corbinus erbaut, der Turm 1665—1669 von Peter Marquard. Am 10. März 1749 wurde sie durch einen Blitzstrahl in Mische gelegt. Drei verschiedene Medaillen geben der Trauer hierüber Ausdruck. Am 29. Juni 1751 ward der Grundstein zur neuen Kirche gelegt, am 20. Dezember 1757

Hausgarten.

Früchte bringet das Leben dem Mann, doch hängen sie selten Rot und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

Goethe.

Frühjahrsbeetblüher.

Die Kunstgärtnerei hat sich in den letzten Jahren viele Mühe gegeben, die Zahl der Frühjahrsbeetblüher unter den Zwiebelgewächsen zu vermehren. In den Anlagen mancher Städte erblickt man jetzt reizende Beete neuerer Frühjahrsblumen in den leuchtendsten Farben, die das Auge jedes Blumenfreundes entzücken. Auch in Privatgärten lassen sich in Beeten oder im Rasen — letztere Art bürgert sich jetzt recht ein — jene Frühjahrsblüher ohne große Mühe kultivieren. Einige der empfehlenswertesten Sorten, welche im Herbst in die Erde gebracht werden müssen, seien hier erwähnt.

1) *Chionodoxa Luciliae* (Schneeglantz). Eine reizende Frühjahrsblume, in der Färbung der Kornblume zu vergleichen. Vollständig winterhart, blüht sie schon im März bis April und ist eine der gesuchtesten Pflanzen für das freie Land. Die Firma F. C. Heine mann, Erfurt, empfiehlt sie besonders als Rasenpflanze; auf diesem Standorte verwildert sie häufig. Ihre Schwester ist die *Chionodoxa sardensis*, sie hat ein tieferes Blau mit weißem Auge.

2) Eine reizende Neuheit ist auch die himmelblau blühende *Bellevalia Heldreichii* (Abb. 1). Dies Zwiebelgewächs ruft durch seine eleganten ca. 10 cm hohen Blütenrispen und seine glockenförmigen Blüten das Entzücken jedes Beschauers hervor. Die Blätter sind tulpenartig geformt und kontrastieren in schönster Weise zum Blütenstengel. Auch zur Topfkultur eignet sich die Pflanze.

3) Im alten Ansehen steht noch immer das bewährte sibirische Schneeglockchen, auch

Blaustern (*Scilla sibirica*) genannt. Es trägt dunkelblaue Blütenrispen. Auf Beete in Massen oder auch einzeln in Rasen zerstreut gepflanzt, gewähren sie zur Blütezeit einen reizenden Anblick. Die Kultur ist dieselbe wie bei *Crocus*, nur kann man die *Scilla* schon von Weihnachten ab in wärmere Räume stellen.

Zdt.

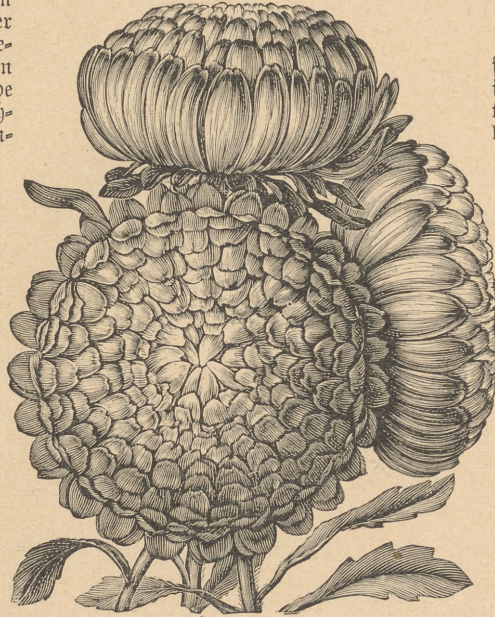


Abb. 2. Aster, päonienblütige Perfektion „Amethyst“.

Aster-Amethyst.

Die weiß erblühenden Blumen nehmen von der Spitze nach der Mitte zu ein gesättigtes, leuchtendes Amethystblau an. Zu beziehen von Otto Ruz (Ferdinand Zühlke Nachfolger), Erfurt.

Herbstfärbung bei Cornus- oder Hartriegel-Arten.

Der *Cornus* oder Hartriegel ist den meisten Gartenfreunden als Bor- und Zierstrauch hinlänglich bekannt, so daß er weiterer Empfehlung eigentlich nicht bedarf. Auf eine interessante Erscheinung möchte ich bei dieser Pflanzengattung hinweisen: die schöne Herbstfärbung des Laubes. Ich nenne als besonders merkwürdig nach dieser Richtung hin *Cornus Florida*, wohl der beste betreffs der Färbung des Laubes im Herbst. Die dunkelgrünen, unterseits bläulichgrünen Blätter nehmen im Spätsommer eine schöne bräunliche Färbung an, die im Laufe des Herbstes ins Braunrote übergeht. Auch als Blütenstrauch ist dieser *C.* von sehr zierender Wirkung. — *C. officinalis*, eine aus Japan stammende Art, die unserer Kornelrösche *Cornus mas.* sehr ähnlich ist. Die Blätter färben sich im Herbst lebhaft rot, bis tief braunrot. — *C. sibirica*, sehr zierender Strauch mit totalen

roten Zweigen, die großen hellgrünen Blätter nehmen schon früh im Herbst eine schöne hellrote ins Braunrot übergehende Färbung an. Erwähnen will ich noch, daß das Holz von verschiedenen *Cornus*-Arten wie z. B. *C. alba*, *C. alba flaviramea*, *C. sibirica* auch im Winter ohne Laub durch die verschiedenartige Färbung zierend wirkt.

Faust Zuraf.

Weißer Johannisbeeren.

Im September ist die beste Pflanzzeit für die Johannisbeeren. Es bilden sich dann im Herbst schon Wurzeln, wodurch der Austrieb im Frühjahr so kräftig wird, daß sich bereits Früchte zeigen. Fleißiges Gießen bis zum Eintritt des Frostes ist dabei notwendig. Man sollte in dem Falle, wo die Johannisbeere nicht zum Beerenwein verwandt wird, auch weiße Johannisbeeren anpflanzen. Sie haben in manchen Beziehungen einen Vorzug vor den roten. Sie sind weit süßer als letztere und trocknen viel später ein. Besonders für Kinder, welche in der obstarmen Auguſtzeit bis zur Pflaumen- und Birnenernte nach Obst und Beeren anschauen, sind die weißen Johannisbeeren ein wohlthätiges Nahrungsmittel, wenn die Früchte bis an den Anfang des Septembers trocken sind. Sie halten die große Werdersche, deren Abbildung dem Kataloge von F. C. Heine mann, Erfurt, entnommen ist.

Zdt.

Allerlei guter Rat.

Verwendung von Reineclauden. „Reineclauden“ hört man dieses Wort manchmal aussprechen. Stimmt so ungefähr, wenn auch nicht ganz. Jedenfalls ist das Wort französisch und heißt: Königin Claudia. Woher? mir unbekannt. Dagegen ist mir aus einer Zeitungsnachricht bekannt geworden, wie man diese edlen, aber heißen Früchte in Frankreich versendet. Dort versichert man die schönen goldgelben und an der Sonnenseite hübsch geröteten Reineclauden in Holzkistchen, worin sie schichtenweise sorgfältig eingelegt wurden, und man erzielt dafür sehr hohe Preise, weil sich die Reineclauden auf diese Weise ziemlich lange halten und die Aprikosen an feinem Aroma und an Süßigkeit entschieden übertreffen. Man legt die Früchte mit dem Stiel nach unten ein und füllt den Zwischenraum zwischen der obersten Schicht, über welche man Seidenpapier breitet, und dem Deckel mit feinen trockenen Papierpänen aus.



Abb. 3. Johannisbeere, großweiße Werdersche.



Abb. 1. Bellevalia Heldreichii.

Gartensput.

Ein altes Sprichwort, eine Variation des in dem Aufsatz „Blüthgefahr und Blüthschuß“ (Nr. 41 dieses Jahrgangs) angeführten Volksreimes, sagt über die Blüthförmigkeit der Bäume:

Vor den Eiden sollst Du weichen,
Vor den Niditen sollst Du flüchten,
Doch die Buchen sollst Du lüchen.

Besser wird's jedenfalls sein, während eines Gewitters sich überhaupt nicht unter Bäume zu stellen.

Riesenpfeffer von Valencia.

Dieser Riesenpfeffer dürfte die größten und im Gehalt die schwersten Früchte bringen. Sie sind nur mit wenigen Samenzellen durchgezogen und demzufolge außerordentlich dickfleischig, während das Fleisch selbst ein mildes, süßes, pikantes Aroma in sich schließt und zu allen möglichen Zubereitungen für die Tafel, in der Art wie Tomaten, mit besonderer Vorliebe verwendet wird. Man braucht auch nicht zu warten, bis die Früchte die schöne scharlachrote Farbe haben, auch im grünen Zustande sind sie für alle Zubereitungen passend und haben denselben lieblichen Geschmack. Stauenswerte Ertragsfähigkeit: 8, 10, ja sogar 14 Früchte an einer Pflanze. Welchen Anblick solch ein Pfefferstrauch gewährt, wenn das feurige Scharlach hervorleuchtet und die Früchte sich in ihrer Schönheit darstellen! Kultur einfach: Same wird Februar-März ausgesät, die jungen Sämlinge in Töpfchen gepflanzt und Anfang Juni an geschützten warmen Stellen ins Freie gesetzt.

Abb. 4 aus dem neuesten Preisbuch von J. Döppleb in Erfurt.



Abb. 4. Riesenpfeffer von Valencia.

Gartenpost.

Frage. Wollen Sie die Güte haben und mir im „Hausgarten“ angeben, wie man große dicke Sellerie züchtet?

Antwort. Großen, dicken Sellerie zu erzielen, ist allerdings der allgemeine Wunsch aller Gartenfreunde. Über diese Gemüseart stellt wie keine andere die höch-

eigener Erfahrung weiß, vorzüglich, freilich nicht übermäßig dick. Einige Winte dürften Ihnen vielleicht willkommen sein. Kaufen Sie beim Gärtner nur vikierte Pflanzen. Nur starke Exemplare geben guten Ertrag. Oder pikieren Sie selbst, d. h. bringen Sie die Keimlinge in Kästen oder Blumentopf am Fenster gezogenen Sämlinge einzeln in kleine Töpfchen. Die erkrankten Pflanzen werden dann auf das Selleriebett verpflanzt. Pflanzen Sie aber ja nicht zu tief, sondern möglichst hoch, damit sich die Knollen nicht so tief in der Erde ausbilden und dadurch veranlaßt werden, viele Seitenwurzeln zu machen. Die Gepflogenheit,

im August die Seitenwurzeln rings um die Pfahlwurzel abzuschneiden und die unteren Blätter abzudrehen, wie sie in manchen Büchern empfohlen wird, hat bei mir noch keinen rechten Erfolg gehabt. Nimmt man eine kurzlaubige Art und pflanzt man nicht zu tief, so kann man — Voderung, reichliche Düngung und Bewässerung natürlich vorausgesetzt — fast mit Sicherheit auf „großen, dicken“ Sellerie rechnen. **Adt.**

Frage. Meine Tochter hat eine Orchidee als Geschenk erhalten; Ficus-Art, welche z. B. herrliche lila Blumen hat; dieselbe entwickelt sich sehr gut, bekommt neue Triebe, und ich gestatte mir anzufrogen, wie ich sie später wieder zum Blühen bringen kann, und wie ich sie überhaupt zu behandeln habe.

Antwort. Ihre Anfrage ist uns zunächst noch nicht recht verständlich. Zweifellos haben Sie sich im Namen der Pflanze geirrt. Wir haben in Deutschland zwei Ficus-Arten: 1) Ficus elastica, den Ihnen wohl-bekanntem Gummibaum, und 2) Ficus repens, ein Ampelgewächs. Breite Arten kommen in unserem Klima nicht zur Blüte, gehören auch nicht zu den Orchideen. Wohl sind wir gern bereit, Ihnen ausführliche Auskunft zu geben, wenn wir zuvor wissen, welche Pflanze Sie meinen. Fragen Sie also da an, wo die Pflanze gekauft ist oder beschreiben Sie uns dieselbe so genau, daß wir sie bestimmen können. Wir vermuten, es liegt hier eine Verwechslung von Ficus und Iris vor. Letztere Pflanzen werden häufig jetzt als Orchideen verkauft, weil einige Arten derselben orchideenähnliche Blüten tragen. **Adt.**

Zu der Frage in Nr. 40, Gartenpost, Maulwurfsgrillen betreffend, schreibt man uns in dankenswerter Weise: Auf einem Dampfsmühlengrundstück hier, an der Ober gelegen, mit etwas moorigem und nassem Untergrund waren vor einigen Jahren die Maulwurfsgrillen vermehren aufgetreten, daß diese Tiere selbst den Rasen nicht mehr aufkommen ließen. Auf Eruchen seitens des Direktors, mit dem wir in geschäftlichem Verkehr stehen, wurden von mir einige Maulwürfe lebend gefangen und dem dortigen Gartenterrain übergeben. Schon im Jahre darauf war eine merkliche Abnahme der Berren zu spüren, und bald darauf wurden keine mehr bemerkt. Auch ein Hinweis, daß man den Maulwurf zu töhnen hat.

Jüllshov b. Stettin. D. Schmidt.

Frage. Was ist anzufangen mit verblühten Topfprimeln?

Antwort. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß sich die im Handel vielfach vorkommende gewöhnliche Topfprimel nach dem Verblühen zur wirkungsvollen Blüthpflanze verwandelt läßt. Ich erzielte durch fleißiges Gießen mit lauem Wasser (die Topfunterleker waren meist mit Wasser gefüllt) und etwas Reigabe flüssigen Düngs überraschend große, saftig grüne Blätter in reichlicher Zahl und besaß die Primeln zu allgemeiner Bewunderung noch sehr lange na.) der Blüthezeit. **z.**

In unserer Spielecke.

1. Ergänzungsaufgabe.

1.	*	*	*	*	*	*	*												
2.	*	*	*	*	*	*	*												
3.	*	*	*	*	*	*	*												
4.	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*
5.	*	*	*	*	*	*	*												
6.	*	*	*	*	*	*	*												
7.	*	*	*	*	*	*	*												
8.	*	*	*	*	*	*	*												
9.	*	*	*	*	*	*	*												
10.	*	*	*	*	*	*	*												
11.	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*
12.	*	*	*	*	*	*	*												
13.	*	*	*	*	*	*	*												

An die Stelle der Sternchen sind Buchstaben zu setzen, so daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

- 1. Ein geschichtliches Werk.
- 2. Ein italienischer Kriegshafen.
- 3. Eine italienische Tragödie.
- 4. Ein griechischer Weiser.
- 5. Ein Himmelskörper.
- 6. Ein englischer General.
- 7. Ein berühmtes russisches Fürstengeschlecht.
- 8. Ein Berg in den Alpen.
- 9. Ein Gebirge in Rußland.
- 10. Ein Brettspiel.

- 11. Ein Zugvogel.
- 12. Ein Edelstein.
- 13. Ein biblischer Patriarch.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so sagen die Anfangsbuchstaben — von oben nach unten gelesen — wer vor kurzem in Bonn ein Jubelfest beging, und die Endbuchstaben — in derselben Reihenfolge — welcher erlauchete Gast der Feier bewohnte. **Ph. Sch.**

2. Rätsel.

Ja darüber läßt sich streiten,
Ob die Trachten früherer Zeiten
Schöner als die heutigen waren;
Doch ein Wort wird offenbaren,
Wie sie im Vergleich mit heute
Waren, als Großvater freite.
Was es aussagt, ist zwar nichtig,
Aber unbestritten richtig.

Wenn das Wetter so nach Regen
Wird, das kommt meist sehr gelegen.
Eine Probe wird befunden,
Ob das richtige Wort gefunden:
Wenn man ihm den Fuß abreißt,
Wird es, wie es selber heißt. **Dr. B.**

3. Arithmetische Aufgabe.

Der Geburtstag einer berühmten Königin läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen:

Vermehrt man die 129fache Datumzahl um die 162fache Monatszahl, so erhält man als Summe die Jahreszahl.

Vermindert man die 198fache Datumzahl um die 68fache Monatszahl, so ist der Rest ebenfalls gleich der Jahreszahl.

Welche Königin ist gemeint?

4. Anagrammaufgabe.

Salerno	Nebel	Urban	Nelke
Norma	Natur	Tarok	Urno
Rose	Ton	Lido	Siegel
Trave	Ebro	Tarent	Taraszp
Schale	Bucher	Fahne	Basel
	Mieter	Affuan	

Aus jedem der obigen 22 Wörter läßt sich durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort bilden. Sind die richtigen 22 Wörter gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines unlängst dahingegangenen allbeliebten und allverehrten Monarchen.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 48.

1. Bilderrätsel.

„Auch ein guter Seemann fällt wohl einmal über Bord.“

2. Zweifelhafte Scharade. Armut.

4. Silbenrätsel. 3. Arithmogriph.

„Johanna Ambrosius.“
Lajo
Rohan
Erna
Siam
Goro
Rossi
Pius

	G		S	
S	a	l	o	m
	r		e	
	d		t	
	o		a	
U	n	d	i	n
	e		a	

5. Wechselrätsel.
Cardou — Pardon.